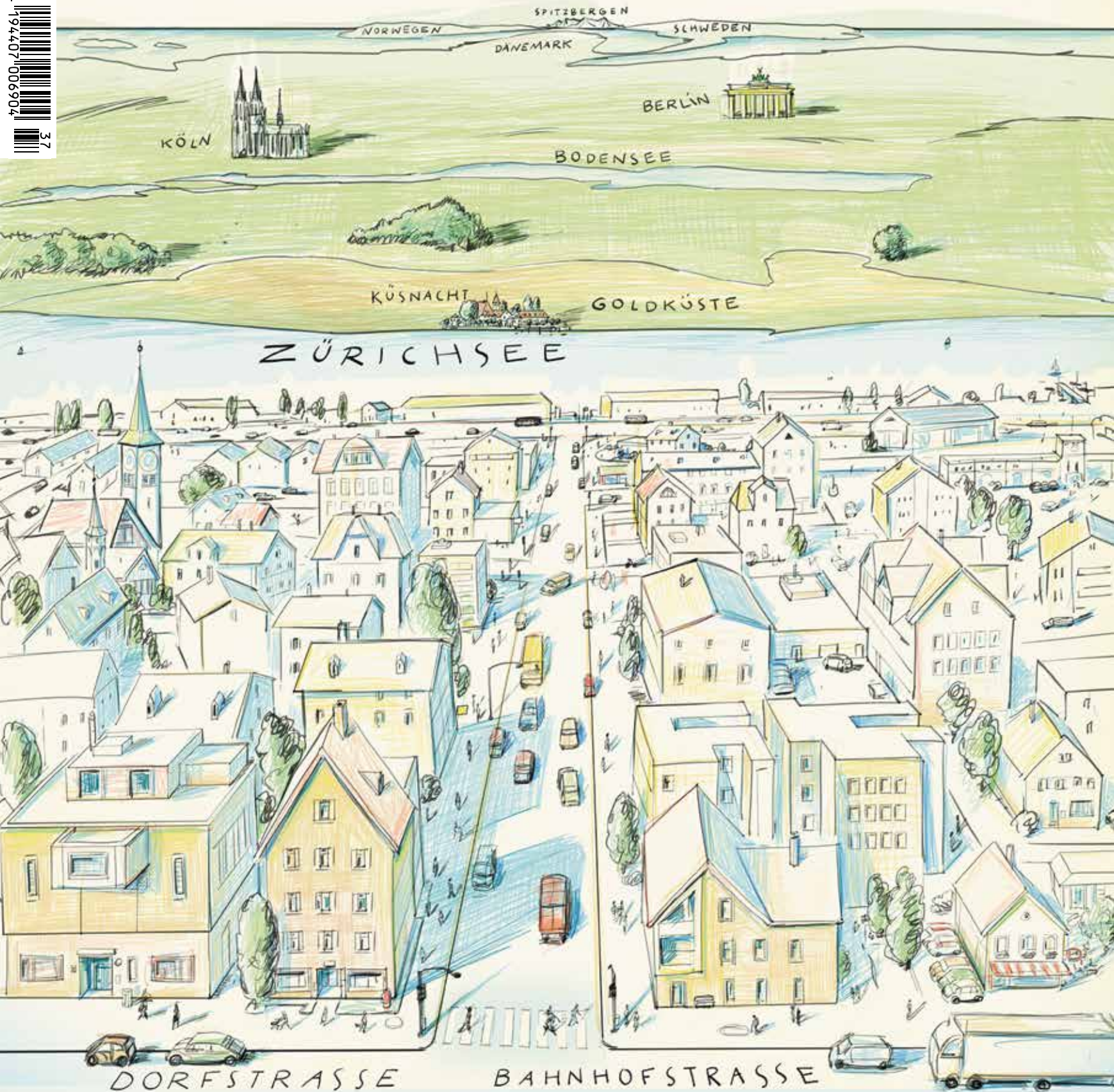


THE RÜESCHLIKER

Gemeinderating 2016: Rüschiikon gewinnt



Neubau Penthouse- Maisonette an Traumlage



BURAIN²
RÜSCHLIKON

Das Bijou von Rüschtikon:

- ein zweistöckiges Penthouse mit 330 m²
- mit traumhafter Aussicht auf See und Berge
- exklusiv und hochwertig in der Ausstattung

www.burain2.ch

Bauherr/Verkauf/Kontakt

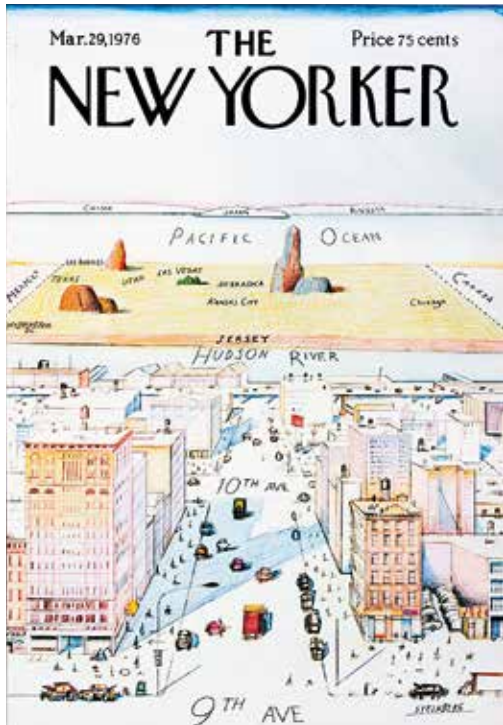
Meili Unternehmungen
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch
Telefon 044 396 99 79

meiliunternehmungen

Wir setzen Akzente.

Intern

Das alljährliche Gemeinderating der *Weltwoche* ist eine Fundgrube für Zahlenmenschen, Ranglisten-Liebhaber, Fans von Tabellen, Steuerexperten und Gemeindepolitiker. Der Gedanke liegt nahe, dass sieben Seiten mit Hunderten



Weltformat: *New Yorker*-Cover, 1976.

von Angaben zu Wohnqualität, Einwohnern, Arbeitsmöglichkeiten, Immobilienpreisen, Finanzkraft oder Verkehrslage vor allem ein Spezialpublikum interessieren. Aber so ist es nicht. Im Gemeinderating pulsiert das Leben, alle schauen zunächst einmal, ob sie ihre Gemeinde finden, und überlegen dann, was man zu Hause besser machen könnte – mit Ausnahme der Einwohner von Rüschlikon: Diese Zürcher Gemeinde steht nämlich auf Platz eins, der Ort setzt dieses Jahr den Masstab. Auf unserem Titelblatt erreicht Rüschlikon sogar Weltformat, der Ort wird in derselben berühmten geografischen Perspektive dargestellt wie im März 1976 die Stadt New York in der Zeitschrift *The New Yorker*. Ein prominenter Rüschliker, Eric Honegger, früher Gemeinderat in Rüschlikon, später Kantons- und Regierungsrat sowie Manager, schildert in einer Kolumne seine Sicht auf das Dorf – ein wenig aus der Distanz: Sein prächtiges Gästehaus befindet sich im österreichischen Burgenland. **Seite 18–24**

Am 19. September 1946 herrschte in Zürich Ausnahmezustand. Zehntausende jubelten Winston Churchill zu, dem britischen Kriegspremier. An der Zürcher Universität hielt Churchill eine berühmt gewordene Rede, in der er die Gründung «einer Art Vereinigter Staaten von Europa» anregte. Siebzig Jahre

später finden in Zürich verschiedene Jubiläumsveranstaltungen dazu statt, an der Uni spricht EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker. Doch Churchill taugt nicht zum Herold einer europäischen Integration à la Brüssel, wie Philipp Gut, Autor eines Buchs über Churchills *Swiss connections*, zeigt. **Seite 14**

Tessiner Grenzwächter haben vor einigen Tagen bei einem illegal eingereisten Somalier ein fast fünfzig Seiten starkes Dokument «Welcome in Italy and Europe» sichergestellt. Es ist ein Manual, wie man in Europa möglichst schnell Asyl erhält, auch wenn man als Wirtschaftsflüchtling aus Afrika eigentlich gar keinen Anspruch darauf hat. Hubert Mooser hat sich diesen ungewöhnlichen, von europäischen Menschenrechtsaktivisten verfassten Reiseführer beschafft. Er zeigt auf, wie auch Gutmenschen und nicht bloss böse Schlepperorganisationen dafür sorgen, dass der Flüchtlingsstrom wächst. **Seite 36**

Vor eineinhalb Jahren sassen sich der Unia-Boss Roman Burger und *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur im Zürcher Volkshaus letztmals gegenüber. Baur recherchierte damals eine Geschichte über die rabiatischen Kampagnen der Unia – und es war ihm wichtig, auch Burgers Sicht mit einzubringen. Letzte Woche musste Burger wegen sexueller Belästigung seinen Arbeitsplatz räumen. Der *Blick*, einst ein treuer Verbündeter des Star-Gewerkschafters, degradierte diesen über Nacht zum «Grüsel» – Burger war nun zu keinem Gespräch mehr bereit. Baur recherchierte trotzdem. Und stiess bei einigen von Burgers Lebensstationen – Gymnasium Thun, Zürcher Schauspielhaus, Gewerkschaft Unia – auf brisante Geschichten, die manches über den Charakter dieses Mannes aussagen. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Faszinierende Rhein-Kreuzfahrten mit Luxusship MS Antonio Bellucci ❄️❄️❄️❄️

2016/2017



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 500.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

**Reise 1: Schnupperfahrten 2016
Basel–Breisach–Strasbourg–Basel**
3 Tage ab Fr. 190.-
(Rabatt Fr. 200.- abgezogen, 09.11., Hauptdeck)

1. Tag Basel–Breisach Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung ab 11.00 und Mittagessen. Kabinenbezug am Nachmittag, Willkommens-Apéro. Führung durch eine Weinkellerei* in Breisach. 4-Gang Abendessen. **2. Tag Breisach–Strasbourg** Brunch an Bord. Stadtrundfahrt/-gang* Strasbourg. Freie Zeit. 6-Gang Galadinner und Crewshow an Bord. **3. Tag Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück, individuelle Heimreise.

Gruppenrabatt ab 10 Personen 5% auf Pauschalpreis.

Abreisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

03.11.	150	15.11.*	200	25.11.*	100	05.12.	200	15.12.	150
07.11.	200	17.11.	150	27.11.	150	07.12.	200	17.12.	100
09.11.**	200	19.11.	100	29.11.*	200	09.12.	100		
11.11.	100	21.11.*	200	01.12.	150	11.12.	150		
13.11.	150	23.11.*	200	03.12.	100	13.12.	200		

° mit Robert Bartha | * mit Toni Vescoli und Roland Poschung
+ mit Dixieland Band Kurt Lauer, ab 25.11. bis 17.12. mit Weihnachtsmarkt
in Strasbourg | * nur noch wenige Kabinen verfügbar
Programmänderungen vorbehalten

Ponts Couverts, Strasbourg



**Reise 2: Tulpenfahrten 2017
Basel–Amsterdam–Basel**
9 Tage ab Fr. 1090.-
(Rabatt Fr. 500.- abgezogen, 30.03., Hauptdeck hinten)

1. Tag Basel Individuelle Anreise und Einschiffung. Um 17.00 Uhr «Leinen los!» **2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang.* **3. Tag Königswinter** Passage Loreley. Ausflug* Drachenfels. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug* Mühlen von Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Stadtrundfahrt* Rotterdam **5. Tag Amsterdam** Ausflug* Keukenhof. Nachmittags Grachtenfahrt.* **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug* Zollverein (UNESCO-Weltkulturerbe). **7. Tag Rudesheim** «Romantischer Rhein» mit Loreley. Weinprobe auf dem Schiff. **8. Tag Plittersdorf–Baden-Baden** Ab Gamsheim Ausflug* Baden-Baden. Ab Kehl Weiterfahrt. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

30.03.	500	15.04.	300	01.05.	200	17.05.	200
07.04.	400	23.04.	200	09.05.	200		

Sommer-/Herbstdaten auf Anfrage
* im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar
+ fak. Ausflug an Bord buchbar
Programmänderungen vorbehalten

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



- Sagenumwobene Loreley
- Luxus-Schnupperfahrt durchs Elsass
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

MS Antonio Bellucci*****

Luxusship für 141 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und ind. regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck (15 m²) mit franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser MD hinten). Kabinen auf Hauptdeck (13 m²) mit kleinen, nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Foyer, Shop, grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p.p. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	–	1590
2-Bettkabine Hauptdeck	390	1690
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	440	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	490	1990
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	540	2090
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	590	2190
Suite Oberdeck, franz. Balkon	890	2790
Ausflugspaket (2/9)	39	270
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage	

Kreuzfahrt inkl. Vollpension (Reise 2), Mahlzeiten gemäss Programm (Reise 1). Details zu den Leistungen im Internet oder Flyer verlangen.

Weitere Reisen mit MS Antonio Bellucci*****

Passau–Wien–Donaudelta–Budapest–Passau

15 Tage ab Fr. 2390.-

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

02.06.–16.06.17 16.06.–30.06.17

Basel–Flandern–Holland–Friesland–Basel

15 Tage ab Fr. 2190.-

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

08.07.–22.07.17 22.07.–05.08.17 05.08.–19.08.17

Details im Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Wawrinkamässig

Was die Freisinnigen vom Tennis-Champion lernen können.

Von Roger Köppel

Nach der Zermürbungsschlacht des Schweizer Tennisspielers Stan Wawrinka, der in New York eben den favorisierten Serben Novak Djokovic mit beeindruckendem Kampfgeist bodigte, beginnt in Bern als Gegenprogramm die politische Herbstsaison. Gegenprogramm deshalb, weil in Bundesbern weniger die Wawrinka-Tugenden der aufopferungsvollen Selbstverteidigung, des zähen Durchhaltens gegen ausländische Widerstände zählen. Unter der Kuppel verbreitet sich vielmehr beschleunigt der Ungeist des Nachgebens, des Sichwegduckens, der Verwesungsgeruch der selbstverschuldeten Niederlage. Die gute Nachricht ist: Es kommt sonnenklar ans Licht.

Die Stimmung nach der nationalrätlichen Nichtumsetzung des Masseneinwanderungsartikels ist miserabel. Die Freisinnigen haben muntere Gesichter montiert, aber das schlechte Gewissen bleibt spürbar. Die meisten meiden den direkten Blickkontakt, andere schleichen leidend herum, ab und zu blinkt ein wissendes, verschwörerisches Lächeln in Richtung SVP. Den Leuten ist klar, was abläuft, aber viele wollen es nicht wahrhaben. Die Freisinnigen haben federführend den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung versenkt. Von den Forderungen der Verfassung wurde keine einzige verwirklicht: Es gibt keine eigenständige Steuerung der Zuwanderung. Es gibt keinen Vorrang der Inländer, nur eine unverbindliche Meldepflicht. Es gibt keine jährlichen Kontingente und Höchstzahlen unter Berücksichtigung des Asylwesens. Es gibt keine sozialen Begleitmassnahmen wie eingeschränkten Familiennachzug. Noch nie wurde der Volkswille so krass missachtet.

Die zuständigen Kommissionsfreisinnigen um das juristische Rumpelstilzchen Kurt Fluri feiern ihre Verfassungsausrenkung als Heldenakt einer geglückten Umsetzung. Fluri bezeichnet seine Kritiker sogar als «Lügner» mit «totalitärer Gesinnung». Ironischerweise ist es allerdings die FDP, die per Fraktionszwang diktatorisch eine Einheitsmeinung für den Verfassungsbruch verfügt. Die Argumente scherbeln derart, dass sich einige Beteiligte inzwischen selber schämen.

Was treibt den Freisinn? Ist es böser Wille? Dekadenz? Oder einfach pure Unfähigkeit? Unterstellen wir den FDPlern keine üblen Absichten. Gehen wir davon aus, dass es stimmt, was sie seit Monaten verbreiten: Es gehe darum,



«Ohne Selbstbestimmung kein Wohlstand.»

den Wohlstand zu verteidigen. Man dürfe die Interessen der Wirtschaft nicht aufs Spiel setzen durch das sture Beharren auf einem Volksentscheid, der unser Land nur dem mutmasslichen Zorn und den Sanktionen Brüssels auszuliefern drohe. Die Bürgerlichen halten fest, dass sie gegenüber der EU einzig und allein deshalb nachgeben, weil sie sich eine Verbesserung unserer volkswirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit und Attraktivität versprechen. Die Beschneidung der schweizerischen Unabhängigkeit, so die Logik der wohlmeinenden Volksverächter, sei unschön, gewiss, aber sie sei leider notwendig, um die langfristigen Interessen der Schweiz in der Welt zu sichern. Sie glauben, dass die Schweiz nur dann erfolgreich

bleibt, wenn sie ihre Eigenständigkeit aufgibt oder zumindest stark relativiert.

Das ist der grosse Irrtum, der Denkfehler der Demokratieabschaffer: Sie wollen die Selbstbestimmung opfern, um den Wohlstand zu retten. Dabei ist die möglichst durchgehende Selbstbestimmung erst die Voraussetzung des Wohlstands in der Schweiz: Wer den Wohlstand verteidigen will, muss die Selbstbestimmung stärken. Wer die Selbstbestimmung einschränkt, zerstört den Wohlstand. Das sind keine Plattitüden aus dem Lehrbuch der Staatskunde, sondern praktische Erfahrungen. Die verwundbare Schweiz muss ungebunden und beweglich bleiben. Sie braucht Freiräume, damit sie auf Schocks reagieren kann. Nichts illustriert das besser als die Loslösung des Schweizer Frankens vom Euro im letzten Jahr: Die Exportbranche heulte auf, doch heute stellen wir fest: 75 Prozent aller Exportfirmen haben bessere Abschlüsse erzielt als im letzten Jahr. Der Grund ist: In der Schweiz kann man etwas machen; man kann anders handeln als die andern, ist freier. Das muss so bleiben.

Tatsache allerdings ist: Die unabhängige Schweiz geht den Bach runter. Politiker weigern sich, Volksentscheide umzusetzen, siehe Masseneinwanderung. Richter greifen nach der Macht. Das Lausanner Bundesgericht arbeitet daran, die Bundesverfassung vollends ausländischen Bestimmungen zu unterstellen. Der Bundesrat strebt danach, die Schweiz an die EU anzubinden mit einem Rahmenabkommen, das die automatische Übernahme europäischen Rechts verlangt und die Unterwerfung der Schweiz unter das oberste europäische Gericht. Gedanklich ist der Anschluss an die EU von einer Mehrheit längst vollzogen. FDP-Mann Fluri sagt offen, für ihn sei die Bundesverfassung gegenüber internationalen Bestimmungen «sekundär». Er spricht für viele. Der Wille zur Selbstbestimmung lässt nach. Das ist brandgefährlich. Ohne Selbstbestimmung gibt es keinen Wohlstand. Der Auftrag an alle Vernünftigen besteht darin, die Schweizer Selbstbestimmung wawrinkamässig zu verteidigen.

Gegendarstellung

In der Ausgabe vom 2. Juni 2016 behauptet die *Weltwoche*, der AfD-Politiker Alexander Gauland sei anlässlich eines Interviews mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* reingelegt worden. Weiter wird behauptet, die Journalisten hätten sein Vertrauen missbraucht. Schliesslich wird behauptet, die Journalisten hätten aus einem vertraulichen Hintergrundgespräch zitiert. Alle drei Behauptungen sind falsch.

Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

Die *Weltwoche* hält an ihrer Darstellung fest.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



In Staatsdiensten: Globi. Seite 42



Explosive Vielfalt: Mumbai. Seite 66



Schlechte Zeiten: Carron Darbellay. Seite 62



Aus härterem Holz: Herbert Scheidt. Seite 50

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 Kommentar DNA der direkten Demokratie
- 11 Im Auge Evelina Christillin
- 12 Amerika Krank
- 13 Kultur Alle gegen eine
- 13 Finanzplatz Schleusen auf
- 14 «Frei und glücklich wie die Schweiz»
Winston Churchill taugt nicht als Herold für Brüssel
- 16 Personenkontrolle Fluri, Wanner, Rime, Bigler, Burkhalter, Matter, Sommaruga, Glättli, Ribl, Wesam A., Hendricks etc.
- 17 Nachruf Lilian Uchtenhagen, Politikerin
- 18 Gemeinderating 2016
Rüschlikon ist die attraktivste Gemeinde der Schweiz
- 21 Standorte «Preise sind unter Druck»
- 24 Identität Eric Honeggers Ode an Rüschlikon
- 26 Die Deutschen Ticktack
- 26 Wirtschaft Synchronschwimmen für alle
- 27 Ausland Hard Brexit
- 28 Mörgeli Kaltschnäuziger Karrierist
- 28 Bodenmann Mit Pudding verputzt man keine Gegner
- 29 Medien Exklusiv, ganz exklusiv
- 29 Gesellschaft Schwulenhochzeit
- 30 Darf man das? / Leserbrief

Hintergrund

- 32 Italiens Geschäft mit den Migranten
Der italienische Staat zahlt – die Mafia profitiert
- 34 Migration Mario Lucini, Bürgermeister von Como
- 35 Justiz Die Schweiz braucht ein Anti-Terror-Gesetz
- 36 Willkommen in Europa
Asyl-Reiseführer von Menschenrechtsaktivisten
- 37 Steuergelder Schweiz Tourismus fördert sich selbst
- 38 Altersvorsorge Wo ist Alain Berset?
- 39 Jugendkriminalität Brutale Schläger in Zug
- 40 Saubermann und Brandstifter
Die Sex-Affäre von Unia-Boss Roman Burger
- 42 Globi macht Politik
Ein Globi-Buch soll Kinder zum Energiesparen erziehen
- 44 Kinderbuch Lausbub, korrekt
- 46 Pro und Kontra Bertrand Piccard vs. Hans Egloff
- 48 Medizin Wie man Organspender gewinnt
- 49 Regulierung «Verbote fördern den Schwarzmarkt»
- 50 Vontobel-Mann für die Schweiz
Herbert Scheidt, neuer Präsident der Bankiervereinigung
- 52 Autoritäres Gesamtkunstwerk
Wladimir Putin und die Duma-Wahlen in Russland
- 53 Österreich Wahlen ohne Ende
- 54 Fünf Prinzessinnen ziehen in den Kampf
Die Erbinnen von Sultan Abdülhamid II.

Den Ponant Moment erleben

10.45 Uhr
62° 56' 27.35" Süd
60° 33' 19.35" West



Antarktis, die Expedition auf höchstem Niveau

Wale, Pinguine, traumhafte Landschaften inmitten von Packeis und Eisbergen, Anlandungen mit dem Zodiac in Begleitung von Naturführern...

Machen Sie an Bord einer Luxusyacht von überschaubarer Grösse das unvergleichliche Erlebnis einer Expeditionskreuzfahrt mit Komfort auf höchstem Niveau.

Französische Crew, Gastronomie, Anlegestellen, zu denen grösseren Schiffen der Zutritt verwehrt bleibt – mit PONANT entdecken Sie die Schätze der Erde vom Meer aus.



Winter 2016-2017: 16 Abfahrten ab 12 322 CHF ⁽¹⁾

Inklusive Flüge ab und bis Genf

Kontaktieren Sie Ihr Reisebüro oder rufen Sie uns an unter **0 800 552 741***

www.ponant.com

(1) Ponant Bonus-Preis pro Person in der Doppelkabine, Änderungen vorbehalten, inklusive Flüge in der Economy Class ab/bis Genf, vorbehaltlich der Verfügbarkeit, inklusive An- und Abreise vorbehaltlich der Verfügbarkeit, inklusive Hafen- und Flughafenengebühren. Weitere Informationen auf www.ponant.com, Rubrik «Rechtliche Hinweise». Rechte vorbehalten PONANT. Dokument und Fotos nicht verbindlich. Übermässiger Alkoholgenuß schadet Ihrer Gesundheit, geniessen Sie mit Mass. Wechselkurs am 22.8.2016: 1 € = 1,097206 CHF. *Aus dem Festnetz kostenfrei. Alle Rechte für Fotografien und Abbildungen liegen bei: © PONANT - Nathalie Michel - François Lefebvre.



«Ein Liebesroman? Warum nicht»: Society-Journalistin Riekel. Seite 56

Interview

56 «Mein erstes SMS mit der Kanzlerin»

Die langjährige *Bunte*-Chefredaktorin Patricia Riekel spricht über Angela Merkel, Karl Lagerfeld und den journalistischen Wert einer Reinigungskraft

Stil & Kultur

60 Ikone der Woche Stan Wawrinka, US-Open-Sieger

62 «Veritable Kernschmelze»

Der Seitensprung des früheren CVP-Chefs Christophe Darbellay

63 Humor Stand-up-Komiker Gabriel Vetter

64 Traum von einer unfreien Welt

Claude Cueni nimmt sich in Hollywood-Manier die Islamisierung Europas vor

66 Kluft zwischen Seele und Körper

Die 1,4 Milliarden Einwohner Indiens stellen eine explosive Vielfalt dar

67 Nachruf Phyllis Schlafly, Politikwissenschaftlerin

68 Top 10

68 Kino «The Beatles: Eight Days a Week – The Touring Years»

69 Jazz Andrew Cyrille Quartet

70 Namen Ikarus ist abgestürzt

71 Hochzeit Nora Mancini, Hochzeitsfotografin

71 Thiel Religion

72 Wein Provins Petite Arvine de Fully AOC 2014

72 Zu Tisch Ecco im Hotel Atlantis, Zürich

73 Auto Range Rover Evoque Convertible 2.0 Si4 HSE Dynamic

74 MvH trifft Martin Garrix, Musiker

Autoren in dieser Ausgabe

Eric Honegger



Der FDP-Politiker und langjährige Zürcher Kantons- und Regierungsrat hat seine Kindheit in der Gemeinde Rüschlikon verbracht. Er schreibt, was die Nummer eins des diesjährigen *Weltwoche*-Gemeinderatings so attraktiv macht. Seite 24

Bertrand Piccard



Der Schweizer Wissenschaftler und Abenteurer umkreiste als erster Mensch die Erde in einem Ballon und in einem Solarflugzeug. Er sagt, warum er Ängste vor der Volksinitiative für eine «grüne Wirtschaft» für unbegründet hält. Seite 46



Elftes Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen
**«VON SCHRÖDER ZU MERKEL»
15 JAHRE DEUTSCHLAND-
BERICHTERSTATTUNG FÜR
RUSSISCHE LESER**

Referat: Dmitri Tultchinski, russischer Auslandskorrespondent in Berlin. Brückenbauer zwischen Ost und West



Leitung: Wolfgang Koydl
Redaktor *Weltwoche*, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich
26. September 2016

Fr. 45.– / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Beginn der Veranstaltung
Sprache: Deutsch

Anschliessend Apéro:
Hobelkäse-Buffet mit Züpfe

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:
info@swissrussianforum.org

Medienpartner

DIE WELTWOCH

100 JAHRE
ZUKUNFT

M
.CH

Züspa¹⁶

DIE ERLEBNISMESSE
23. SEPT - 2. OKT 2016
MESSE ZÜRICH | WWW.ZUESPA.CH

Die besten Momente sind meist die unerwarteten.
Lassen Sie sich von der neuen Züspa überraschen.

SBB CFF FFS
RailAway-Kombi

Blick

Sonntag
Blick

TELE
ZÜRICH

ganz
Radio

Parallelmessen:

23. - 25.09.2016 **Hund, Katze & Co**

23. - 25.09.2016

Veggie
World

29.09. - 2.10.2016

Creativa
ZÜRICH

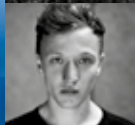
Baloise session

21. OKT. – 8. NOV. 2016

EMELI SANDÉ ■ JORIS

FREITAG, 21. OKTOBER, 20 UHR

CHF 140/120/90



OPENING NIGHT

Sie: ein Superstar und eine der eindrucklichsten Soul-Musikerinnen Grossbritanniens. Eine begnadete Songschreiberin, die für Weltstars Welthits schrieb. Er: ein berührender deutscher Pop-Liedermacher, der dieses Jahr drei Echo-Awards gewann. Beide: Ausnahmekünstler, die mit Stimmen und Worten tiefste Gefühle wecken.

JEFF BECK ■ SIVERT HØYEM

SAMSTAG, 22. OKTOBER, 20 UHR

CHF 130/110/90



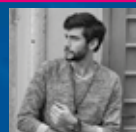
LONG LIVE ROCK

Für manche ist Jeff Beck der ultimative Gitarrenheld, geprägt vom Blues und von den Soundtiefteilen eines Les Paul. Der Norweger Sivert Høyem hat der Melancholie eine neue Stimme gegeben. Zwei Welten, zwei Generationen, ein Motto: «Long Live Rock».

ALVARO SOLER ■ RODRIGO Y GABRIELA

SONNTAG, 23. OKTOBER, 20 UHR

CHF 120/100/80



LATIN RHYTHMS

Den Sommer nachgenossen und unterschiedliche, aber sehr authentische Musiker entdecken: Alvaro Soler, der deutsch-spanische Herzensbrecher, der mit «El Mismo Sol» einen Welthit landete. Und das Gitarrenduo Rodrigo y Gabriela aus Mexiko, das virtuos und mitreissend in die Saiten greift.

SEVEN ■ LAURA MVULA

DIENSTAG, 25. OKTOBER, 20 UHR

CHF 120/100/80



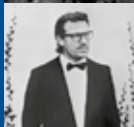
SOUL DIMENSIONS

Soul aus der Schweiz, Soul aus England: Seven setzt in unserem Land in Sachen Leidenschaft und Grooves seit 15 Jahren Massstäbe. Eine Newcomerin ist dagegen die Britin Laura Mvula. Sie hat kürzlich ihr begeisterndes zweites Album veröffentlicht. Ein Doppelpack mit Seele!

CULTURE CLUB ■ PAROV STELAR

MITTWOCH, 26. OKTOBER, 20 UHR

CHF 130/110/90



BACK TO THE FUTURE

Zwei, die mit ihrem Sound die Zukunft vorausahnten: Boy George und der Culture Club waren Anfang der 1980er genauso Avantgarde wie der österreichische DJ Parovoz Stelar 20 Jahre später. Ihre Sounds sind grundverschieden, aber bestens dazu geeignet, das Gehör und das Gefühl zu reizen – und in Nostalgie zu schwelgen.

JOHN NEWMAN ■ MILOW

FREITAG, 28. OKTOBER, 20 UHR

CHF 130/110/90



CHART BREAKERS

Sie wissen, wie man die internationalen Charts stürmt: John Newman landete bereits mit seiner ersten Single «Feel The Love» an der Spitze der britischen Charts, Milow ist mit seinem emotionalen Pop seit Jahren Dauergast in den Hitparaden – Hits und Gefühle sind an diesem Abend garantiert!

BRIAN WILSON ■ DONAVON FRANKENREITER

MONTAG, 31. OKTOBER, 20 UHR

CHF 150/130/100



GOOD VIBRATIONS

Genau 50 Jahre sind vergangen, seit Brian Wilson mit den Beach Boys das epochale Album «Pet Sounds» produzierte. Jetzt zelebriert der kreative Kopf der legendären kalifornischen Band dieses Jubiläum. Den aktuellen Sound von Kalifornien repräsentiert am selben Abend der Singer-Songwriter und Surfer der jüngeren Generation, Donavon Frankenreiter.

KAISER CHIEFS ■ BOY

DIENSTAG, 1. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 100/80/60



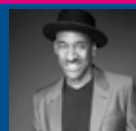
INDIE SOUNDS

So vielseitig kann Indie sein: Die Kaiser Chiefs stehen für einen New-Wave-Pop mit kantigen Gitarren und opulenten Refrains, die zwei Frauen von Boy für filigrane Sounds und entrückte Stimmungen. Gemeinsam ist beiden Bands ihr Flair für die grosse Melodie.

MARCUS MILLER ■ STACEY KENT

MITTWOCH, 2. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 100/80/60



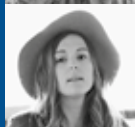
JAZZ VARIETY

Willkommen in der wunderbaren Welt des Jazz! Marcus Miller und Stacey Kent zeigen sie in ganzer Breite: Bass-slapper und energetischer Fusion-Sound hier, poetischer und luftig-leichter Vocal-Jazz dort. Beide leben ihre Musik total, sind mit ihr eins – und doch immer ganz bei sich!

KENNY ROGERS ■ BRANDI CARLILE

SAMSTAG, 5. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 120/100/80



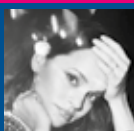
COUNTRY ROAD

Country erzählt die schönsten Geschichten. Zwei Künstler, die das am besten können, beehren Basel: Kenny Rogers und Brandi Carlile. Er eine lebende Legende: über 50 Jahre Karriere, 22 Nummer-1-Hits, über 125 Millionen verkaufte Platten. Sie eine starke junge Frau mit exzellenten Songwriter-Qualitäten.

NORAH JONES ■ DAMIAN LYNN

MONTAG, 7. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 140/120/90



DAYBREAKS

45 Millionen verkaufte Alben. Neun Grammys. Und das mit schlichtem Country-Pop. Unglaublich? Nein! Denn wer die verführerische Stimme von Norah Jones hört, den lässt sie nicht mehr los. Musik, die sehnsüchtig macht. Das gilt auch für die Songs des Luzerners Damian Lynn. Ein Abend zum Träumen.

SILBERMOND ■ MAX JURY

DIENSTAG, 8. NOVEMBER, 20 UHR

CHF 140/120/90



LEICHTES GEPÄCK

Silbermond ist eine der erfolgreichsten deutschsprachigen Pop-Rock-Bands der Gegenwart – wie auch das aktuelle Album «Leichtes Gepäck» beweist. Unterstützt werden Stefanie Kloss und ihre Musiker in Basel von einem neuen Riesentalent, dem amerikanischen Sänger Max Jury.

Basler
Versicherungen


NOTENSTEIN
LA ROCHE
PRIVATBANK

 NOVARTIS

 DUFRY

 M.CH

comercard

 MERIAN ISELIN
KLINIK

 LAND
ROVER

BALOISESESSION.CH
#baloisesession

ORT: EVENT HALLE MESSE BASEL
TICKETS: BALOISESESSION.CH ODER TICKETCORNER.CH,
TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN.)

 SRF
Schweizer Radio
und Fernsehen

 SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE

 Basler Zeitung

DNA der direkten Demokratie

Von Beat Gygi — Eigenständige Gemeinden, die im Wettbewerb um Steuerzahler stehen, sind die Stärke unseres Landes. Dies wird leichtfertig aufs Spiel gesetzt.



Welch lebendiges Bild: Schweiz von oben.

Blickt man aus etwas Distanz auf die Schweiz, zeigt sich ein Bild, das immer wieder ein wenig anders schimmert, wenn man die Augen kurz schliesst und dann wieder öffnet. Das Bild besteht aus etwa 2300 Punkten, die alle ihre eigenen Farben und Schattierungen haben und sich laufend verändern. Es sind die Gemeinden, die dieses Muster erzeugen, sozusagen die politischen Bausteine der Schweiz. Sie sind etwas Ähnliches wie Klubs oder Selbsthilfeorganisationen, die ihr Schicksal zu einem guten Teil selber bestimmen.

Milizprinzip zunehmend unter Druck

Zu welch vielfältigen Resultaten das führt, zeigen die in dieser Ausgabe der *Weltwoche* veröffentlichten Ranglisten der Schweizer Gemeinden beispielsweise nach Wohnqualität, Arbeitsmöglichkeiten, Finanzkraft oder Zusammensetzung der Gesellschaft – welch lebendiges Bild! Die Bürger entscheiden weitgehend selber über Investitionen, Steuersätze, Ortsentwicklung oder andere Angebote für ihren «Klub». Im dreistufig aufgebauten Staat mit Bund, Kantonen und Gemeinden haben die Gemeinden verfassungsmässig die Autonomie zugesichert erhalten, im Rahmen des kantonalen Rechts einen bedeutenden Teil der öffentlichen Aufgaben und des öffentlichen Lebens in eigener Verantwortung zu bestimm-

men. Dies bildet die DNA der dezentral organisierten Schweiz mit direkter Demokratie.

Aber dieses Bild ist bedroht. 1995 gab es in der Schweiz über 3000 Gemeinden, heute sind es noch knapp 2300. In vielen lokalen Behörden findet man nicht mehr genug Leute, um alle Posten zu besetzen. Vor allem in ländlichen Gebieten werden laufend Gemeinden fusioniert, weil sich Politiker und Bürger mit ihren kommunalen Aufgaben und Finanzproblemen überfordert fühlen. Auch in grösseren Orten stellt sich immer dringender die Frage, wie autonom die Gemeinden noch sind, wenn immer mehr Gesetze und Aufgaben oder Professionalisierungsvorgaben von oben kommen, die den Entscheidungsspielraum der Gemeindeversammlungen und Gemeinderäte einschränken. Der Kanton gibt genaue Anordnungen zu Schulräumen, zur Lehrerstelle oder zum Bau von Verkehrskreuzungen. Damit gerät das Milizprinzip unter Druck. Die Bereitschaft der Bürger sinkt, sich neben dem Beruf in politischen Ämtern zu engagieren, wenn immer mehr äussere Zwänge hineinspielen.

Gemeindepolitiker blicken nicht allzu zuversichtlich die Zukunft. Nach den Worten von Jörg Kündig, Gemeindepräsident von Gossau ZH und Präsident des Gemeindepräsidentenverbandes des Kantons Zürich, sind po-

»» Fortsetzung auf Seite 12

Die Beauftragte



Evelina Christillin, gutes Händchen.

Gerade wird im *bel paese* Virginia Raggi, die erste Bürgermeisterin Roms, medial als Hexe verbrannt. Frau kann es nicht. Andererseits läuft im ewigen Krisenland der Tourismus wie geschmiert, und dafür steht als Beauftragte der Regierung eine Frau, die das Handauflegen beherrscht. Evelina Christillin, sie ist 61, «arbeitet wie eine Deutsche, spricht die Dinge klar aus wie Margaret Thatcher, aber mit dem Charme einer Catherine Deneuve», beschrieb sie ein Bewunderer. Ihre Doktorarbeit hatte sie über die Behandlung kranker Kinder in einem Spital des 17. Jahrhunderts geschrieben, während ihrer Karriere als Skirennfahrerin. Sie begann als Telefonistin bei Fiat in ihrer Heimatstadt Turin, und eines frühen Morgens, da war sie bereits Professorin für Sportgeschichte an der Universität, rief der Boss Gianni Agnelli sie an und fragte sie, ob sie nicht die Olympischen Winterspiele 2006 nach Turin holen könnte. Auftrag verstanden: Evelinas graziöser Werbung erlagen die Herren des IOC reihenweise. Sie organisierte die Spiele dann gleich selber, strahlend-fehlerlos, und danach hätte sie jeden politischen Job haben können. Aber da ist ihre frühe Büro-Liebe bei Fiat, der Manager Gabriele Galatieri di Genola, den sie heiratete. Der Graf kletterte selber die Karriereleiter hoch bis zum Präsidenten von Generali, und an Evelina Christillin wäre immer auch der Interessenkonflikt als «die Frau von...» geklebt. Sie leitete danach das Orchester, das Ägypten-Museum und das Theater ihrer Stadt, gehörte unzähligen Verwaltungsräten an und schrieb Sportkolumnen für die *Huffington Post*, die etwa so begannen: «Ich gestehe, am Anfang hatte ich einige Mühe, den Wechsel auf der Trainerbank von Juventus zu verstehen, vom zähledernen, kriegerischen, schreienden Hartman-Sergeanten Conte (Erinnern Sie sich an «Full Metal Jacket»?) zum milden, honigsüssen, guterzogenen Max «die Sardine» Allegri [...]» Preiswürdig! Nun soll Evelina Christillin in den Exekutivrat der Fifa gewählt werden. Weshalb wird sie nicht Präsidentin?

Peter Hartmann

Krank

Von Urs Gehrig — Durch ihren Kollaps zeigt Hillary Clinton menschliche Züge. Darf man in der Stunde ihrer Schwäche den Stab über ihr brechen? Man muss.

litische Ämter wie Gemeinderat oder -parlament zwar nach wie vor attraktiv, da diese mit vergleichsweise hohem Sozialprestige verbunden seien und Mitsprache- und Gestaltungsmöglichkeiten versprechen. Aber schon für die Schulbehörden sei es oft nicht mehr einfach, genügend fähige Leute zu finden. Besonders schwierig sei die Besetzung der Sozialbehörden. Seiner Ansicht nach wäre es aber verfehlt, Probleme mit der Milizbeteiligung über Gemeindefusionen lösen zu wollen, vielmehr müsse man sich auf das Prinzip der Autonomie besinnen.

Die Suche nach engagierten Bürgern für politische Posten werde umso schwieriger, je mehr man das Gefühl habe, man könne nicht mehr viel selber entscheiden. Nach Kündigungs-Schätzungen sind die Gemeindeausgaben im

Sozialausgaben sind weitgehend durch Gesetze von Kanton oder Bund bestimmt.

Durchschnitt bereits zu etwa achtzig Prozent fest vorgegeben. Vor allem Sozialausgaben für AHV-Ergänzungsleistungen, Pflege und oft auch Sozialhilfe sind rasant am Steigen, selbst in Gemeinden in wirtschaftlich gut laufenden Gebieten. Sozialausgaben sind weitgehend durch Gesetze von Kanton oder Bund bestimmt, und besonders herrisch ist der Bund in der Asylpolitik, deren Folgen noch nicht klar sind. Kündig meint: «Wir haben zwar eine Steuerhoheit in den Gemeinden, was positiv ist. Wirklich frei verfügen können wir aber nur über einen kleinen Teil der Einnahmen.»

Kaum mehr Spielraum

Bei typischen kommunalen Aufgaben wie Bau und Unterhalt von Strassen, Schulhäusern oder anderen Anlagen halte man sich zurück wie ein Hauseigentümer, der knapp bei Kasse sei. «Wenn das Dach undicht ist, stellt man zunächst mal einen Eimer darunter, wenn es zu kalt wird, zieht man sich wärmer an. Die Infrastrukturausgaben werden zunehmend vernachlässigt, weil die anderen Aufgaben derart gewichtig werden.» Dies sei umso drückender, als eine Gemeinde kaum mehr Spielraum für Wachstum habe, weil die Raumplanung durch kantonale Vorgaben dominiert werde.

In der Schweiz ist der Wettbewerb zwischen den Gemeinden um Steuerzahler intensiver als in anderen Ländern. Es gibt immer wieder Versuche, diesen zu mildern und den Spielraum der Bürger durch Harmonisierung und Vorgaben von oben einzuengen. Dies könnte das Bild der Schweiz langweiliger und eintöniger machen. Aber es gibt Gegenkräfte, es sind immer noch viele Leute bereit, für Freiraum und gute Lebensverhältnisse an ihrem Wohnort zu kämpfen.

Hillary Clinton bot einen traurigen Einblick. Beduselt stand sie da, knickte ein wie eine Puppe und wurde – scheinbar leblos – in einen Van verfrachtet. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich das Video der kollabierenden Kandidatin im Netz. Sofort beginnen die Geier zu kreisen. Parteigenossen der Demokratin flüstern nervös von einem Ersatz. So dramatisch ist die Lage, dass selbst Kettenhund Donald Trump den Mitfühlenden gibt. «Das freut mich in keiner Weise», beteuert er. «Ich hoffe, es geht ihr bald besser».

Was ist passiert? Hillary Clinton, 68, holte sich eine Erkältung, die sich zu einer Lungenentzündung ausgewachsen hat. Kein Drama. Und angesichts der gigantischen Strapazen der Kandidaten durchaus verständlich. Offenbar kam es nur zum Eklat, weil sie die verordnete Bettruhe ignoriert hatte, um an der 9/11-Gedenkveranstaltung teilzunehmen. Pflichtbewusst bis zur Erschöpfung. Spekulationen über Clintons Gesundheit schiessen ins Kraut. Ein ganzer Seuchenkatalog wird aus der Ferne diagnostiziert. Das ist unverantwortlich. Niemand kennt die Wahrheit. Genau das ist das Problem.

Hillary Clinton vertuscht und wiegelt ab. Einmal hat sie einen «Husten», dann «gar nichts». Einmal ist sie «überhitzt und dehydriert», dann wieder beteuert sie: «Es geht mir blendend». Bis sie schliesslich mit der Diagnose «Lungenentzündung» rausrückt und sich in ein Time-out flüchtet.

Solange sie ihre Krankengeschichte unter Verschluss hält, bleibt ihre körperliche Verfassung ein Enigma. In einem Punkt indessen herrscht Gewissheit. Hillary Clinton *ist* krank. Sie leidet an pathologischer Wahrheitsverweigerung und hypertropher Transparenzallergie. Ob in der E-Mail-Affäre, bei der Clinton-Stiftung oder bei ihrer Gesundheit – wer die Wahrheit derart kaschiert, hat ein Glaubwürdigkeitsproblem. Das wiegt umso schwerer, als sie ihren Kontrahenten täglich der Lüge bezichtigt. «Crooked Hillary» (verschlagnete Hillary) nennt Trump sie. Und trifft damit Clintons wunden Punkt.

Clintons Unehrlichkeit ist der Humus, auf dem die Spekulationen spriessen. Nach dem Black-out vom Sonntag lassen sich die Diskussionen über ihre Gesundheit nicht mehr als Verschwörung abtun. Irgendetwas scheint mit Hillarys körperlicher Gesundheit nicht zu stimmen.

2012 stürzte sie unglücklich und erlitt ein Blutgerinnsel im Gehirn. Die Blessuren seien völlig ausgeheilt, bezeugt Leibärztin Lisa

Bardack. Aufhorchen lassen jedoch FBI-Akten, die diesen Sommer publik gemacht wurden. In einem Verhör mit dem Inlandgeheimdienst über die amtliche Nutzung eines privaten E-Mail-Accounts erklärte Clinton, sie habe nach dem Sturz monatelang bloss «einige Stunden» pro Tag arbeiten können, habe unter «double vision» (Doppelsehen) gelitten und sich «nicht an jede Besprechung erinnert». Bekannt ist ausserdem, dass Clinton bereits in den Jahren vor 2012 wegen Thrombosen behandelt worden war. Und dass sie täglich Pillen schluckt. Blutverdünner Coumadin. Ein Schilddrüsen-Medikament. Antihistaminika gegen Allergien.

«Stronger Together» wird Bumerang

Clinton ist angezählt. Ihr Wahlkampfeslogan «Stronger Together» (Gemeinsam sind wir stärker), der Demut vor dem Amt und Volksverbundenheit ausdrücken soll, erweist sich als Bumerang. «Stärke» will nicht zu den Bildern einer Präsidentschaftskandidatin passen, die am symbolträchtigen Gedenktag von 9/11 einknickt. Und das «Gemeinsam» kauft ihr keiner mehr ab, nachdem sie letzten Freitag die Hälfte von Trumps Anhängern als «bedauernswerten Haufen» von Sexisten, Rassisten und Homophoben beschimpft hat.

Aber vielleicht war sie zu jenem Zeitpunkt ja bereits «überhitzt». Oder «dehydriert».



Angezählt: Wahlkämpferin Clinton.

Alle gegen eine

Von Rico Bandle — Elke Heidenreich solle beim SRF-«Literaturclub» abgesetzt werden, fordern mehrere Zeitungen im Einklang. Die Kritik an der hochverdienten Deutschen ist peinlich.

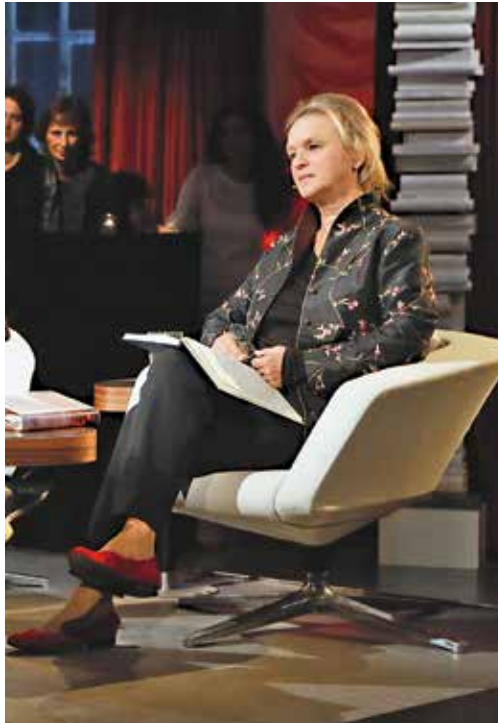
Es geht fürwahr nicht unter sanfte Pädagogik, wie Elke Heidenreich im «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens das Buch der jungen Autorin Michelle Steinbeck niedergemacht hat: «Es ist unehrlich, verlogen, konstruiert. Und wenn das ernst gemeint ist, dann hat die Autorin eine ernsthafte Störung.» Heidenreichs rabiate Wortwahl sorgte beim Publikum in der Sendung für Heiterkeit, war dann aber auch schnell wieder vergessen. Bis eine Woche später der *Tages-Anzeiger* sie plötzlich wieder zum Thema machte und Heidenreichs Ausführungen mit den Methoden des «braunen» und «roten Terrors» in Verbindung brachte. Der Kulturchef der Zeitung folgerte: «Heidenreich wird zur Hypothek für SRF.»

Der Artikel rief sämtliche Rudeljournalisten in den Schweizer Kulturredaktionen auf den Plan. Am nächsten Tag schrieb die *NZZ* empört von einer «Verluderung der Kritik», Heidenreich sei bloss noch «eine Parodie ihrer selbst». Dann, es waren schon neun Tage seit der Ausstrahlung vergangen, wollte plötzlich auch das *St. Galler Tagblatt* eine Parallele zur Nazi-rhetorik entdeckt haben. Am Wochenende legte die *NZZ am Sonntag* nach und beschimpfte Heidenreich als ahnungslose «Populistin», der das «geistige Koordinatensystem» abhandeln gekommen sei.

Als ob eine Fernsehdiskussion nicht dazu da wäre, dass auch einmal die Fetzen fliegen, dass Klartext geredet wird, dass auch mal jemand über die Stränge haut! Es liegt an den übrigen Gesprächspartnern, zu kontern, was auch geschah. Dass Heidenreich ihren Gesprächspartnern rhetorisch oft weit überlegen ist, kann man ihr nicht zum Vorwurf machen.

Anwältin der Leser

Aber eigentlich geht es den Kritikern gar nicht um jene «Literaturclub»-Episode, auch nicht um jene, als Heidenreich vor zwei Jahren falsch aus einem Buch des Philosophen Martin Heidegger zitierte, was ähnliche Reaktionen auslöste. Es geht um eine Frau, die sich seit vielen Jahren um die Konventionen der althergebrachten Literaturkritik schert – zur Freude des Publikums. Auch in Deutschland, als sie im ZDF die höchst erfolgreiche Sendung «Lesen!» moderierte, zog sie schon den Zorn der Feuilletonisten auf sich. Heidenreichs Vergehen: Sie argumentierte eher nach emotionalen als nach literaturwissenschaftlichen Kriterien, zeigte offen ihre Begeisterung, aber auch ihre Abscheu. Während sich der gemeine Kriti-



Fetzen fliegen: Kritikerin Heidenreich.

ker als Anwalt der höheren Literatur sieht, ist sie die Anwältin der Leser: Ein leicht zu lesender Bestseller ist für sie nicht automatisch minderwertige Literatur, eine qualvolle Lektüre nicht automatisch intellektuell wertvoll. Die Freude am Lesen steht bei ihr immer an vorderster Stelle. Entsprechend war ihre Wirkung: Empfahl sie in «Lesen!» ein Buch, wurde dieses umgehend zum Verkaufserreger. Nur der Kritikerlegende Marcel Reich-Ranicki gelang Vergleichbares.

Die Sendung «Lesen!» gibt's nicht mehr, Heidenreichs Einfluss ist damit geschwunden – der Zorn der Gilde aber geblieben. Die traditionelle Literaturkritik hat ihre unangefochtene Deutungshoheit mittlerweile endgültig an das Internet verloren, wo ebenfalls Bücher aus der Leserperspektive oft lustvoll und erstaunlich intelligent besprochen werden. Heidenreich, selbst in die Jahre gekommen, muss als Blitzableiterin herhalten. Es hört sich fast schon verzweifelt an, wenn der langjährige Kritiker der *NZZ*, Roman Bucheli, lehrerhaft mahnt: «Literaturkritik hört sich anders an.» Und findet, «die Kritik selbst», also seine Arbeit, werde durch Heidenreich «beschädigt».

Dabei, so viel ist klar: Elke Heidenreich hat mehr für die Literatur getan als alle zusammen, die nun in peinlicher Eintracht auf sie einprägneln.

Schleusen auf

Von Florian Schwab — Das Bundesgericht legitimiert die Datenlieferung ins Ausland.

Am Montag hat das Bundesgericht ein Beispiel statuiert: Die Kontoinformationen ausländischer Bankkunden aus den letzten Jahren stehen nun fast jeder Steuerbehörde der Welt zur Verfügung, die ein Amtshilfeersuchen formulieren kann. Seien es sogenannte «Abschleicher» oder Kunden, die ihr Vermögen erst mit dem automatischen Informationsaustausch ab 2018 deklarieren wollten: Alle werden erfasst, alle Daten werden geliefert, und zwar rückwirkend.

Am Anfang stand die Übernahme der OECD-Amtshilfebestimmungen bei Steuerdelikten durch die Schweiz ab 2012. Damals beschwichtigten Bundesrat und Parlament, die Amtshilfe bei Gruppenanfragen werde nur gewährt, wenn der andere Staat ein genügend spezifisches Verhaltensmuster beschreibe, das einen Tatverdacht begründe. Fischzüge «ins Blaue» («fishing expeditions») seien im OECD-Musterabkommen nicht vorgesehen.

Im vorliegenden Fall ging es um eine Gruppenanfrage aus den Niederlanden für Kundendaten von 2013 bis 2014. Hierfür ist das vom Schweizer Parlament ratifizierte Doppelbesteuerungsabkommen mit den Niederlanden massgeblich. Es hält fest, eine Gruppenanfrage müsse die verdächtigten Steuerpflichtigen «insbesondere mit einem Namen» identifizieren. Diese Anforderung hat das Bundesgericht in seinem hauchdünnen 2:3-Entscheid nonchalant beiseitegewischt. Dabei hat es die Erfordernisse für die Gewährung der Amtshilfe so tief herabgeschraubt, dass in Zukunft wohl jeder beliebige Fischzug als legitime Gruppenanfrage camouffiert werden kann.

Fremde Schweizer Richter

Steuerexperten sprechen von einem «krassen Urteil». Die dafür notwendigen juristischen Verrenkungen seien höchstens durch *reverse engineering* erklärbar: Zuerst entscheidet man und sucht sich erst dann die passenden juristischen Argumente zusammen. Wichtiger Baustein in der schiefen Begründung sind die OECD-Absprachen. Dabei handelt es sich aber nicht um Völkerrecht (zwingend oder nichtzwingend), es sind reine *soft law*-Verabredungen, auf welche sich die Steuerbeamten der beteiligten Länder festgelegt haben. Wenn das oberste Schweizer Tribunal bereits vor solch unverbindlichen OECD-Floskeln zurückweicht, dann stellt sich die Frage: Die fremden Richter, sitzen sie nicht auch in Lausanne?



«Verbunden, aber nicht eingeschlossen»: Historiker und Politiker Churchill in Zürich, 1946.

Geschichte

«Frei und glücklich wie die Schweiz»

Von *Philipp Gut* — Winston Churchill regte vor siebzig Jahren an der Universität Zürich an, «eine Art Vereinigte Staaten von Europa» zu gründen. Zum Jubiläum kommt EU-Chef Jean-Claude Juncker. Doch Churchill taugt nicht als Herold einer europäischen Integration à la Brüssel.

Am 19. September 1946 hielt Winston Churchill in der Aula der Universität Zürich eine Rede, die in die Geschichte einging: Er rief dazu auf, «eine Art Vereinigte Staaten von Europa» zu gründen («We must build a kind of United States of Europe»). Jetzt hat die Uni als Starreferenten einer Jubiläumsveranstaltung EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker eingeladen, daneben trifft Juncker Bundespräsident Johann Schneider-Ammann, um sich über die Verhandlungen Berns mit Brüssel zu unterhalten.

Die Ausgangslage ist pikant, zumal nach dem Brexit-Befreiungsschlag. Euro-Enthusiasten

inner- und ausserhalb der Brüsseler Machtzentrale ziehen von Churchills Zürcher Rede eine mehr oder weniger direkte Linie zur heutigen EU. Tatsächlich ging davon ein wichtiger Impuls für ein geeintes Europa aus. Churchills Geist entspringe die Bewegung, «die uns heute hier zusammengebracht hat», sagte etwa Edouard Herriot, der Präsident der französischen Abgeordnetenkammer, zur Eröffnung der parlamentarischen Versammlung des Strassburger Europarats am 10. August 1949.

Aber was sagte Churchill wirklich in seiner Zürcher Rede?

«Ich möchte heute über Europas Tragödie zu Ihnen sprechen», hub er an. Der europäische Kontinent, reich an Kulturen, Künsten, Wissenschaften, habe sich durch entsetzliche nationalistische Kriege selbst zerstört, welche die «teutonischen Nationen in ihrem Machtstreben» entfacht hätten. Zwar hätten sich einige der kleineren Staaten gut erholt, «aber in weiten Gebieten starren ungeheure Massen zitternder menschlicher Wesen gequält, hungrig, abgehärtet und verzweifelt auf die Ruinen ihrer Städte und Behausungen und suchen den düsteren Horizont angestrengt nach dem Auftau-

chen einer neuen Gefahr, einer neuen Tyrannei oder eines neues Schreckens ab». Die dichterische Bildkraft solcher Sätze lässt erahnen, weshalb der Historiker und Politiker Churchill 1953 den Nobelpreis für Literatur erhielt.

Churchill nannte die Verbrechen, die im Namen des Nationalsozialismus begangen wurden, beim Namen. Der Schuldige müsse bestraft, Deutschland müsse der Macht beraubt werden, sich wieder zu bewaffnen und einen neuen Angriffskrieg zu entfesseln. Aber dann solle die Vergeltung ein Ende haben. Ein «segensreicher Akt des Vergessens» stehe an, es gelte, in die Zukunft zu schauen.

«Lasst Europa entstehen!»

Unter den Siegern – die von Washington bis Moskau reichten – herrsche allerdings babylonisches Stimmengewirr, unter den Besiegten das trotzige Schweigen der Verzweiflung. Und doch, so Churchill weiter, gäbe es ein Mittel, das «wie durch ein Wunder die ganze Szene veränderte» und Europa in wenigen Jahren «so frei und glücklich machen würde, wie es die Schweiz heute ist» – und das wäre eben so etwas wie jene «Vereinigten Staaten von Europa». Vorarbeit sei bereits geleistet, etwa durch die Paneuropa-Bewegung oder den Völkerbund.

«Ich sage Ihnen jetzt etwas, das Sie erstaunen wird», fuhr Churchill fort, indem er die Zuhörer auf die zentrale Botschaft seiner Rede einstimme. Der erste Schritt zu einer Neuordnung der europäischen Völkerfamilie müsse nämlich «eine Partnerschaft zwischen Frankreich und Deutschland sein». Ausgerechnet die rivalisierenden Nachbarn, die sich über Jahrhunderte immer wieder gegenseitig bekriegt und gedemütigt hatten, sollten also den Anfang machen. Mehr noch: Frankreich und Deutschland sollten bei der Schaffung dieser regionalen Organisation, «die man vielleicht die Vereinigten Staaten von Europa nennen könnte», gemeinsam die Führung übernehmen.

Im Rückblick mag diese Idee weniger überraschen, ist es doch tatsächlich zu dieser Doppeldirigentschaft im europäischen Einigungsprozess gekommen, von der Montanunion über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft bis zur EU. Dass vieles so gekommen ist, wie es Churchill vorschlug, verstellt freilich den Blick auf die Kühnheit und die Grossmut seiner Gedanken. Man muss sich die damalige Lage vergegenwärtigen: Das Deutsche Reich existierte nicht mehr, seine ehemaligen Gebiete waren von den Siegermächten USA, Grossbritannien, Frankreich und der Sowjetunion besetzt und aufgeteilt worden. Bis zur Gründung der Bundesrepublik sollten noch Jahre vergehen. Die Wunden des Kriegs waren frisch, Lebensmittel blieben rationiert.

Bevor das eigene Haus wiederaufgebaut war, musste es schwerfallen, an eine gemeinsame Zukunft, gar Freundschaft mit dem alten Feind zu denken. Der Kriegsheld und uner-

müdlische Einpeitscher Churchill, der eine in satten Illusionen befangene englische Nation erst wieder kampffähig gemacht und am Ende deutsche Grossstädte wie Dresden, Köln, Hamburg, Berlin in Schutt und Asche hatte legen lassen, sprang in Zürich über seinen Schatten. Umso weitsichtiger wirkt der Appell, mit dem er seine Rede schloss: «Therefore I say to you: let Europe arise!» («Darum sage ich Ihnen: Lassen Sie Europa entstehen!»)

Die Frage ist jedoch, welches Europa. Churchill liess offen, wie die von ihm skizzierte Annäherung institutionell ablaufen und wie tief die Integration reichen sollte. Ausdrücklich betonte er indes, dass er Grossbritannien nicht als Teil dieses neuen Europa sah. Die Briten sollten – gemeinsam mit Amerika und, so hoffte er zumindest, mit der bedrohlich abdriftenden Sowjetunion – «die Freunde und Förderer» des kontinentalen Einigungsprojekts sein. Ein «Sponsor» ist aber kein Mitglied, die Rolle eines Freundes und Förderers kann nur ein Ausenstehender einnehmen. In der westlichen Hemisphäre gebe es «bereits eine natürliche Gruppierung», fügte Churchill hinzu: «Wir Briten haben unser eigenes Commonwealth.»

Schon 1930 hatte Churchill in einem Zeitungsartikel das Verhältnis der Insel zur «europäischen Gemeinschaft» in partnerschaftlicher Distanz festgehalten: «Wir sind mit Europa,

Vaterlandsliebe dürfe nicht mit nationalistischer Aggression verwechselt werden.

aber nicht in Europa; mit ihm verbunden, aber nicht eingeschlossen. Wir sind interessiert und assoziiert, aber nicht absorbiert.» Das beschreibt ziemlich genau den Zustand, in dem sich die Briten nach dem Brexit wiederfinden.

Zweifellos: Churchill zeigte sich in Zürich als grosszügiger Sieger, der die Freund-Feind-Kategorien der Kriegszeit hinter sich liess und hellstichtig vorwärtsschaute. Doch zum Herold einer EU *avant la lettre*, die unterschiedslos alle Länder des Kontinents samt den Britischen Inseln einbinden sollte, taugt er nicht. Alles, was die Souveränität Grossbritanniens einschränken sollte, war ihm zuwider. So lehnte er beispielsweise den im Oktober 1950 vom französischen Premierminister René Pleven lancierten Plan einer supranationalen europäischen Armee ab – er bezeichnete ihn als «sludgy amalgam», als matschiges Gemisch. So spricht kein Euro-Turbo.

Ähnliches gilt auch für die Schweiz: Aufgrund der besonderen Rolle des neutralen Kleinstaats, der zwar wehrbereit war, sich aber nicht in die selbsterfleischenden Kriegshandlungen der europäischen Nachbarn einmischte, adressierte Churchill seinen fulminanten Einigungsappell auch nicht an die Schweizer Gastgeber. Anders als die meisten Repräsentanten

der Grossmächte – und anders auch als die heutige Brüsseler Funktionselite – schätzte er den helvetischen Sonderfall. Gegenüber Oberstleutnant Hans Wilhelm Bracher, einem seiner offiziellen Begleiter und Verbindungsmann zu Verteidigungsminister und Bundespräsident Karl Kobelt, hob er die jahrhundertelange Tradition der Unabhängigkeit und Demokratie der Eidgenossenschaft hervor. Die Schweiz sei das bestregierte Land der Welt, soll er zur Frau eines Berner Diplomaten gesagt haben.

Gegen totalitäre Nachbarn

Auch für die Position der Schweiz im Zweiten Weltkrieg – ein anderes kontroverses Thema der letzten Jahre – brachte Churchill viel Verständnis auf. Am 17. September 1946 war er vom Gesamtbundesrat auf Schloss Allmendingen bei Bern empfangen worden. Dort betonte er die Verbindung von Unabhängigkeit und Weltoffenheit, die seiner Ansicht nach für die Schweiz charakteristisch war. Die Vaterlandsliebe dürfe nicht mit nationalistischer Aggression verwechselt werden, vielmehr sei der Schweizer Patriotismus – wie er symbolhaft im Réduit und in der geistigen Landesverteidigung gipfelte – eine Voraussetzung der Selbstbehauptung gewesen: Die totalitären Nachbarn mussten wissen, dass die Eidgenossen ihre Freiheit und Unabhängigkeit in jedem Fall verteidigten.

Nun könnte man einwenden, Churchill habe seinen Gastgebern auf dem diplomatischen Parkett einfach den Schmus bringen wollen. Doch dem ist nicht so, wie eine interne Aktennotiz an seinen Aussenminister Anthony Eden verrät: Churchill hatte schon im Dezember 1944 die Bedeutung der neutralen Schweiz als Bindeglied zwischen den Alliierten und den Achsenmächten hervorgehoben. Das von den Nazis und den Faschisten umzingelte Land habe Geschäftsbeziehungen auf beide Seiten unterhalten müssen, um zu überleben. Dass der demokratische Staat, umgeben von blutrünstigen Tyrannen, entschlossen für die Freiheit eingestanden sei – das sei die Hauptsache, und nicht die Frage, ob er den Deutschen wirtschaftlich allenfalls etwas mehr entgegengekommen sei, als es die Alliierten gewünscht hätten. Gibt es einen besseren Beleg für die Richtigkeit dieser Einschätzung als den triumphalen Empfang, den die Schweizer Churchill bei seinem Besuch im Spätsommer 1946 bereiteten?

The significance of Churchill's Zurich Speech 1946–2016
19. September, 16 Uhr, Aula der Universität Zürich

Let Europe arise! 70 Jahre Churchill in Zürich
23. September, 17.30 Uhr, Klubsaal «Kaufleuten»

Churchills Leben und Besuch in Zürich
23. September, 20.15 Uhr, Foto-Lightshow von Gerry Hofstetter auf dem Münsterhof Zürich
Wiederholung am 24. September, 20.30 und 21.30 Uhr
www.churchill-in-zurich.ch

Philipp Gut ist stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche* und Autor des Buchs «Champagner mit Churchill. Der Zürcher Farbenfabrikant Willy Sax und der malende Premierminister» (Stämpfli-Verlag).

Personenkontrolle

Fluri, Wanner, Rime, Bigler, Burkhalter, Matter, Sommaruga, Glättli, Ribí, Wesam A., Hendricks, Merkel, Blatter, Lüthi, Burri

Kurt Fluri ist ausser Rand und Band. Der FDP-Politiker und «Architekt» der Vorlage, mit der die zuständige Nationalratskommission das Volks-Ja zur Masseneinwanderungsinitiative unterwandern will, behauptete in der *Aargauer Zeitung*, interviewt von Verlegertochter Anna Wanner, die *Weltwoche* habe vor rund einem Jahr «Lügen» über ihn verbreitet. «Einer Lügenpresse glaube ich nicht mehr und lese sie deshalb auch nicht mehr», polterte Fluri weiter. Der Grund für seinen anhaltenden Ärger und die justiziablen Anwürfe: Die *Weltwoche* hatte sich erfrecht, vorzurechnen, wie viele lukrative Nebenämter der Nationalrat und Solothurner Stadtpräsident innehatte und wie viel er damit ungefähr verdiente. In der Folge zwangen die Solothurner ihren pfründenverwöhnten Präsidenten, seine Bezüge in Verwaltungsräten und ähnlichen Gremien abzugeben. Fluri war wütend, dass diese Sache überhaupt zur Sprache kam, und verliess deswegen die Gemeindeversammlung, vor rund 200 Zeugen, wie das der *Weltwoche* vorliegende Protokoll vermerkt. Falsch war im Bericht der *Weltwoche* einzig, welchem Gremium der Lokalpolitik Fluri entnervt entflohen war; es war nämlich die Gemeindeversammlung, nicht der Gemeinderat, wie wir umgehend korrigierten. Von «Lügen» kann also keine Rede sein. (gut)

Der Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV), Jean-François Rime, ist in Sachen Masseneinwanderungsinitiative (MEI) nicht zu beneiden. Bereits beim Amtsantritt des Freiburger SVP-Nationalrats forderten manche Gewerbler, er solle dem Ansinnen öffentlich abschwören, das er mit initiiert hatte. Rime hielt sich infolgedessen aus dem Abstimmungskampf heraus. Auch in der jüngeren Debatte um die Umsetzung nahm man von ihm kaum Notiz. Solche Zurückhaltung auferlegte sich SGV-Direktor Hans-Ulrich Bigler offenbar nicht, der seit letztem Herbst für die FDP im Nationalrat sitzt. Der Verband, schrieb er in einer Medienmitteilung, «begrüss den von der staatspolitischen Kommission eingeschlagenen unbürokratischen Weg» zur MEI-Umsetzung. Auf Anfrage stellt Rime klar, dass der SGV zu dem Thema noch keine Position verabschiedet habe. Direktor Bigler habe «seine eigene Meinung» als Stellungnahme des SGV verschickt. (fsc)



«Neue Version»: Kanzlerin Merkel.



«Wenigstens Krankenpfleger»: Glättli (Grüne).



«Lügen»: FDP-Politiker Fluri.



«Viel zu gern»: Bundesrat Burkhalter.

Verbesserte Entwicklungszusammenarbeit mit Eritrea forderte die FDP per Motion von ihrem eigenen Bundesrat. Aussenminister Didier Burkhalter beteuerte, er würde sofort mit den Eritreern verhandeln, dafür müssten diese sich aber zuerst bewegen. Deshalb hakte SVP-Nationalrat Thomas Matter nach, ob es nicht für gedeihliche Verhandlungen kontraproduktiv sei, «wenn unsere Justizministerin in diesem Ratsaal im Falle von Eritrea von Unrechts- und Schurkenstaat spricht». Didier Burkhalter lächelte den Einwand weg: «Ich habe meine Kollegin [Simonetta Sommaruga] viel zu gern, als dass ich – hier oder anderswo – etwas Schlechtes über sie sagen würde.» Womit die Frage nach der Richtigkeit des Einwandes offen blieb. Der Nationalrat nahm die Motion übrigens mit Zweidrittelmehrheit an. (sär)

Balthasar Glättli, Nationalrat der Grünen, stört sich daran, dass Asylbewerber nicht arbeiten dürfen und darum oft unter Langeweile leiden. «Warum soll ein syrischer Arzt nicht wenigstens als Krankenpfleger arbeiten dürfen?», fragte er sich auf *20 Minuten* online. Bei den Krankenpfle-



Muskelspiel: Thun-Präsident Lüthi.

gern kommt der Vorstoss nur mässig gut an. «Der Arztberuf und der Pflegeberuf sind unterschiedliche Berufe», sagt Yvonne Ribí, Geschäftsführerin des Pflegefachverbands SBK, auf Anfrage. Es gebe zwar «sicher überschneidende Kompetenzen», so Ribí, diese reichten aber nicht, um die jeweils fehlenden zu ersetzen. (are)

Im letzten März verurteilte das Bundesstrafgericht den Iraker Wesam A. wegen Unterstützung der Terrormiliz Islamischer Staat (IS) zu dreieinhalb Jahren Haft. Doch seit letzter Woche ist der frühere Asylbewerber wieder auf freiem Fuss. Nachdem seine Haftstrafe schon im Juli als verbüsst galt – wegen Anrechnung der Untersuchungshaft und guter Führung –, verfügte das Bundesamt für Polizei (Fedpol) die Ausweisung von A. und setzte ihn in Ausschaffungshaft. Denn das Fedpol erachtet A. noch immer als «Gefahr für die innere und äussere Sicherheit» der Schweiz. Doch das Bundesgericht entschied letzte Woche, dass der Iraker sofort freigelassen werden muss. Der IS-Unterstützer wohnt nun wie schon früher in Baden AG. Die *Weltwoche* traf ihn dort Anfang Woche

in seiner Wohnung an. Vor seiner Verhaftung hatte A. von der Sozialhilfe gelebt. Die Frage, ob er nun erneut Sozialhilfe beantragt habe, beantwortete A. mit: «Noch nicht.» (are)

Im Juli verkündete die deutsche Bundesregierung trotzig, das Uno-Klimaabkommen von Paris werde «eins zu eins» übernommen. Bedeuten würde das eine Reduktion des Kohlendioxid-Ausstosses um 80 bis 95 Prozent bis 2050. Folglich stellte Umweltministerin **Barbara Hendricks** einen Klimaschutzplan mit beinharten Massnahmen auf. Darob hat nun allerdings **Angela Merkel** weiche Knie bekommen. Auf Drängen des Kanzleramts ist der Plan darum «vom Tiger zum Bettvorleger» verkommen, wie sich linksökologische Kreise ärgern. Konkret ist in der neuen Version von einem Ausstieg Deutschlands aus der Kohleverstromung bis Mitte des Jahrhunderts nicht mehr die Rede. Auch das Ziel, dass bis 2030 die meisten neuen Autos elektrisch oder mit Biotreibstoff laufen sollen, wurde gestrichen. (are)

Alarmstufe Rot im Berner Oberland. Der FC Thun klebt in der Super League auf dem letzten Platz – und an der Generalversammlung drohen die eigenen Fans mit Protesten. Grund ist nicht der sportliche Stillstand, sondern der Auftritt von Ex-Fifa-Präsident **Sepp Blatter** (80). Klubpräsident **Markus Lüthi** zeigt kein Gehör für diese Verweigerungstaktik: «Sepp Blatter hat in seinem Leben Grossartiges geleistet. Ihn vorzuverurteilen, ist feige. Es ist mir eine grosse Ehre, ihn als Gastreferenten zu begrüssen.» Der Thuner Sicherheitschef **Peter Burri** mobilisiert die tätowierten Rausschmeisser der Berner Broncos. Das Muskelspiel zeigt Wirkung. Die Demonstranten bleiben zu Hause – und Blatter beweist in seiner 45-minütigen Rede Ausdauer und philosophisches Flair: «Urteile nicht, sonst wirst du verurteilt.» (tre)

Nachruf



Tatkräftig: SP-Politikerin Uchtenhagen.

Lilian Uchtenhagen (1928–2016) — Mit Lilian Uchtenhagen nominierte die SP-Fraktion 1983 erstmals in der Schweizer Geschichte eine Bundesratskandidatin. Die Bundesversammlung wählte am 7. Dezember jedoch alt Nationalrat Otto Stich. Noch war die Zeit für eine Bundesrätin nicht reif.

Uchtenhagen wuchs in einem bürgerlichen Elternhaus in Olten auf. An der London School of Economics erwarb sie mit einer Arbeit über «Grenzen der Staatsverschuldung» den Dokortitel. Politisiert wurde sie durch das Fehlen des Frauenstimm- und -wahlrechts in der Schweiz. 1970 trat sie der SP bei. Nur ein Jahr später war sie eine der

zehn Pionierinnen im Nationalrat. Die Erwartungen an die damalige Frauengeneration kamen von Männern. Uchtenhagen ging in vielem dazwischen. Das trug ihr den Ruf ein, emotional zu sein. Dieser sollte an ihr haftenbleiben. In der Nacht vor den Bundesratswahlen spielten bürgerliche Meinungsmacher eine Wahl jenseits des Protokolls durch. Die legendären Nächte der langen Messer wurden geboren. Uchtenhagens Nichtwahl politisierte eine ganze Frauengeneration. Der SP nützte die Nichtwahl Uchtenhagens nicht. Die Parteileitung war für den Austritt aus dem Bundesrat. Die Basis bevorzugte den Nutzen der Regierungsbeziehung. Bei den Wahlen 1987 kassierte die Partei eine deftige Abfuhr. Links von ihr etablierten sich dauerhaft oppositionelle Grüne. Mit ihrem Mann, dem Drogenexperten Ambros, zog Lilian drei adoptierte Geschwister aus Madagaskar gross. Der öffentlichen Sache blieb die Mutter bis 1991 treu. Als einzige Frau in der «Viererbande», der informellen Führung der SP, prägte sie die Fraktionsarbeit in Wirtschafts- und Gesellschaftsfragen. Tatkräftig half sie, die Arbeiterpartei für Angestellte zu öffnen.

Die 83er Wahl fand an meinem siebten Tag als Politologe an der Uni Bern statt. Die Nomination in die Kommission für SP-Mitgliederwerbung akzeptierte ich. 1986 hätte mich Lilian Uchtenhagen gerne zum Generalsekretär der SP gemacht. Genau so zupackend war sie! Der Sprung in die praktische Politik blieb mir erspart. Nicht zuletzt, weil ich eine Teilzeitanstellung forderte. Auch dafür war die Zeit noch nicht reif. *Claude Longchamp*

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Abschaltung der analogen Telefonie, der neuen VoIP Technologie oder zu einer intelligenten Arbeitsplatz-Lösung haben – wir liefern die Antworten.

Antonio Cappellaro
Key Account
Manager

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Antonio Cappellaro | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV





Nannys mit Kindern, Rentner mit Hunden.

Gemeinderating 2016

Hier ist es schön, hier will ich bleiben

Von Carmen Schirm-Gasser und Michele Limina (Bild) — Die attraktivste Gemeinde der Schweiz liegt am Zürichseeufer – aber nicht an der Goldküste. Für unsere grosse Analyse haben Experten im Auftrag der *Weltwoche* sämtliche grösseren Ortschaften des Landes auf Herz und Nieren geprüft.

Nur sechs Kilometer von der Zürcher City entfernt liegt die 5600-Seelen-Gemeinde Rüschlikon. Die Bewohner sieht man aber unter der Woche kaum. Wer durch den Ort fährt, trifft Nannys mit Kindern und ein paar Rentner mit Hunden. Alle anderen scheinen bei der Arbeit zu sein, häufig in leitender Funktion. Nur an den Wochenenden, da kommt Leben ins Dorf. Man trifft sich an der Seepromenade, in der Badi, bei den vielen Schul- und Kulturveranstaltungen. Manches wird zweisprachig abgehalten, aufgrund der vielen Expatriates, die hier leben. Dieses Rüschlikon – offen und adrett, herausgeputzt und sauber – ist Sieger im diesjährigen Gemeinderating. Das liegt an der attraktiven Lage, den guten Verkehrsverbindungen, attraktiven Schul- und Betreuungsangeboten, und – nicht zuletzt – den tiefen Steuern: Mit einem Steuerfuss von 75 Prozent ist Rüschlikon die steuergünstigste

Gemeinde im Kanton Zürich (schweizweit Rang 26). Gemäss Gemeindepräsident Bernhard Elsener (CVP) soll dies auch so bleiben, der letzten Steuererhöhung 2014 zum Trotz.

«Sechzig Prozent der Steuereinnahmen gehen in den kantonalen Finanzausgleich», sagt Bernhard Elsener. Und das bei Steuereinnahmen, die Jahr für Jahr heftig schwanken, mit dem Einkommen der hier wohnenden Top-Steuerzahler wie Glencore-CEO Ivan Glasenberg oder Eric Olsen, Chef von Lafarge-Holcim, SBB-Präsidentin Monika Ribar oder Ancillo Canepa (Präsident des FCZ). Trotz angespannter Finanzlage investiert Rüschlikon in neue Seeuferanlagen (6 Mio. Fr.), die neue Sekundarschule «Campus Moos» (11 Mio. Fr.) oder eine Bürgschaft für den Bau eines Altersheims (35 Mio. Fr.).

Verantwortlich für die Studie ist die Zürcher Beraterfirma für Immobilien und

Standortfragen IAZI. Alle Gemeinden mit über 2000 Einwohnern wurden untersucht, 919 an der Zahl. Die Datengrundlage bilden öffentliche Statistiken. Jede Gemeinde wurde anhand von fünfzig (statt ehemals vierzig) Einzelindikatoren bewertet. So können die Gemeinden in den einzelnen Kategorien direkt miteinander verglichen werden. «Eine breitere Datenbasis bedeutet, dass Interessierte genau jene Faktoren herausfiltern können, die für sie an einem Wohnort wichtig sind», sagt Studienverfasser Donato Scognamiglio. Zudem wurde die Gewichtung verändert. Konnte eine Gemeinde früher aufgrund eines einzelnen, stark gewichteten Faktors einen besseren Platz erzielen, ist das heute nicht mehr möglich. «Die Gemeinden müssen über alle Kategorien hin punkten. Die Lebensqualität muss gesamthaft hoch sein.»

Auch im Kanton Schwyz hat sich einiges getan. Dort schaffte es Freienbach (schweizweit Rang 15) auf das Podest. Mit 16 000 Einwohnern ist es die grösste Gemeinde des Kantons, zusammengesetzt aus fünf Dörfern am oberen Zürichsee. Die Lebensqualität ist hoch, die Arbeitslosigkeit tief. Zahlreiche Gewerbebetriebe sichern eine Versorgung vor Ort. Tiefe Steuern (schweizweit Rang 8) ziehen Wirtschaftsbetriebe und Private an. «Werbung wie manch andere Gemeinde muss Freienbach keine machen», sagt Gemeindepräsident Daniel Landolt (CVP). Die Reichen und Gutverdienenden kommen noch immer von selbst. Nicht zuletzt dank den Privatschulen vor Ort. «Diese sind ein Standortvorteil und machen es uns einfacher im Wettbewerb.»

«Die Lebensqualität der Gemeinden muss gesamthaft hoch sein.»

Rund fünfzehn Prozent der Freienbacher schicken ihre Kinder in Privatschulen. Tendenz steigend. Nachholbedarf gibt es allerdings bei den öffentlichen Schulen, eine Tagesschule fehlt. Diese, so verspricht Daniel Landolt, soll bis 2017 in Bäch angeboten werden.

«Trotz Frankenstärke»

Weiter ins Wallis. Dort belegt Zermatt den Spitzenplatz (schweizweit Rang 157). Eingebettet zwischen zahlreichen Viertausendern, am Fusse des Matterhorns, autofrei und aufgeräumt, punktet der Ort mit alpinem Charme. «Das Tourismusgeschäft läuft gut», beteuert Christoph Bürgin (CVP), Gemeindepräsident, «trotz Frankenstärke.» In der Hochsaison 35 000 bis 40 000 Gäste beherbergend, schrumpft Zermatt in der Nebensaison auf 5700 Einwohner. Die Bevölkerungszahl bleibt seit Jahren konstant, denn die Abwanderung ist im Gegensatz zu anderen Bergregionen gering. Nicht zuletzt dank den Schulen vor Ort, die Kinder bis zum Ende der Oberstufe besuchen können. Nur an bezahlbarem Wohnraum mangelt es. Die Not ist derart gross, dass die Politik nun handeln möchte. «Gemeinsam mit den Nachbarorten wollen wir eine Gesellschaft gründen», sagt Christoph Bürgin. «Diese soll künftig Wohnungen günstig an- und weitervermieten oder, wenn es gar nicht anders geht, auch selbst bauen können.» Wohnungen, die vorerst den Angestellten der Hotellerie zur Verfügung gestellt werden, um «leichter Personal zu finden».

Im Kanton Bern konnte sich Muri behaupten (schweizweit auf Rang 165). Direkt an der Aare gelegen, verkehrstechnisch gut erreichbar, ist die Gemeinde ein Magnet für Unternehmen. 1070 Betriebsstätten sind hier angesiedelt. «Die Zahl der Arbeitsplätze ist in den letzten fünfzehn Jahren von 6500 auf 9500

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang	Kanton	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
1	ZH	Rüschlikon	19	185	69	26	32	217	406
2	ZH	Zumikon	379	226	67	42	82	271	420
3	ZH	Zollikon	484	15	96	42	42	513	510
4	ZH	Kilchberg	82	456	60	30	13	609	495
5	GE	Corsier	49	79	3	220	435	95	829
6	TI	Comano	34	30	122	154	239	18	20
7	GE	Vandœuvres	262	456	36	182	100	122	637
8	ZG	Zug	4	21	129	2	69	646	875
9	GE	Chêne-Bougeries	62	365	22	215	19	430	795
10	ZH	Meilen	457	125	50	35	344	450	266
11	LU	Meggen	123	5	176	46	465	319	99
12	ZH	Herrliberg	331	54	77	31	290	905	155
13	ZG	Oberägeri	5	89	15	10	709	654	68
14	ZH	Erlenbach	375	168	23	35	139	896	319
15	SZ	Freienbach	96	26	275	8	203	467	646
16	SZ	Wollerau	275	41	269	3	383	526	302
17	VD	Lutry	77	37	82	573	46	334	373
18	GE	Cologny	71	350	29	182	103	587	792
19	ZH	Küsnacht	299	51	109	29	61	914	472
20	ZH	Männedorf	392	106	132	74	421	289	243
21	VD	Saint-Sulpice	89	52	23	561	167	283	627
22	ZH	Uetikon am See	279	215	86	54	426	370	165
23	GE	Collonge-Bellerive	166	275	8	177	269	621	673
24	ZH	Uitikon	242	357	99	31	15	695	523
25	ZG	Unterägeri	80	145	58	16	555	206	499
26	SZ	Lachen	184	17	212	15	74	276	602
27	GE	Pregny-Chambésy	363	267	45	198	15	343	716
28	ZG	Risch	1	162	196	7	460	303	609
29	ZG	Baar	7	35	138	1	176	910	497
30	NW	Hergiswil	116	7	168	21	554	316	422
31	ZH	Oberrieden	422	514	165	42	188	600	158
32	ZH	Thalwil	174	308	324	46	121	698	354
33	ZG	Walchwil	214	347	152	4	591	634	334
34	GR	Pontresina	257	364	84	203	753	2	79
35	ZH	Zürich	74	155	500	165	1	591	907
36	SZ	Feusisberg	356	4	116	6	313	740	299
37	SZ	Altendorf	34	92	63	13	111	846	364
38	ZH	Stäfa	170	273	285	59	358	417	332
39	GE	Carouge	17	134	503	249	6	578	898
40	GE	Anières	342	425	2	202	417	313	796
41	ZG	Hünenberg	6	80	94	11	606	640	680
42	GR	Samedan	46	543	394	263	644	32	157
43	VD	Lonay	24	25	93	561	155	223	499
44	ZG	Steinhausen	21	74	135	5	391	848	370
45	GE	Veyrier	93	637	9	238	163	667	702
46	GE	Puplinge	307	379	199	320	318	10	892
47	GE	Le Grand-Saconnex	51	152	444	303	10	502	916
48	ZH	Bonstetten	126	116	56	117	304	366	158
49	GE	Bellevue	163	604	164	274	113	339	814
50	GE	Confignon	146	397	33	337	120	565	643

Untersucht wurden 919 Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. Rang 1 ist die beste, Rang 919 die schlechteste Rangierung.

Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz

Rang	Kanton	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
51	GE	Troinex	257	729	58	258	127	149	874
52	ZH	Horgen	223	235	155	59	274	794	418
53	BL	Bottmingen	149	23	134	269	57	781	399
54	ZG	Cham	12	33	206	8	395	600	641
55	GE	Genf	130	96	620	313	1	642	918
56	GE	Meinier	47	864	7	274	349	413	437
57	GR	St. Moritz	311	280	246	55	496	259	704
58	ZH	Langnau am Albis	87	582	166	67	152	670	389
59	VD	Bourg-en-Lavaux	121	235	105	607	146	215	581
60	GE	Satigny	59	747	13	249	173	197	737
61	ZH	Unterengstringen	178	141	278	62	149	328	780
62	ZH	Richterswil	99	526	127	104	309	543	268
63	ZH	Fällanden	153	743	306	62	40	361	394
64	ZH	Brütten	288	753	31	52	277	152	50
65	VD	Pully	104	238	256	635	7	831	617
66	GE	Bardonnex	61	813	209	268	262	141	894
67	GE	Chêne-Bourg	235	254	617	320	100	453	872
68	NW	Stansstad	322	2	335	39	562	324	355
69	GE	Plan-les-Ouates	20	658	240	224	110	720	804
71	VD	Belmont-sur-Lausanne	2	514	57	721	48	518	206
70	ZG	Neuheim	374	16	98	12	646	154	458
72	GE	Perly-Certoux	27	716	151	284	211	452	881
73	GE	Genthod	290	868	19	146	183	571	714
74	ZH	Maur	229	556	123	51	184	626	447
75	ZH	Wädenswil	31	195	414	104	439	715	481
76	ZH	Adliswil	13	440	293	104	26	874	559
77	VD	Coppet	73	162	48	546	266	704	876
78	BL	Binningen	168	126	436	316	29	753	397
79	VD	Commugny	124	196	18	588	449	767	505
80	ZH	Hirzel	267	120	86	218	577	68	80
81	VD	Founex	8	393	1	580	505	612	628
82	BL	Arlenheim	82	66	223	326	77	909	324
83	TI	Canobbio	18	143	104	174	380	22	487
84	BL	Pfeffingen	216	43	16	359	361	167	65
85	ZH	Fehraltorf	34	97	142	120	48	172	347
86	ZH	Dübendorf	67	269	275	104	25	777	817
87	TI	Paradiso	41	187	337	84	21	858	652
88	ZH	Dietlikon	90	61	218	78	61	787	830
89	GR	Vaz/Obervaz	113	166	254	193	907	10	461
90	ZH	Wettswil am Albis	10	560	46	49	342	808	566
91	ZH	Oetwil an der Limmat	382	85	384	56	361	771	191
92	AG	Oberwil-Lieli	55	14	21	85	433	611	15
93	ZH	Greifensee	192	428	95	62	215	526	311
94	ZH	Knonau	29	429	26	149	287	51	223
95	GE	Bernex	71	765	166	354	185	843	691
96	ZH	Stallikon	322	573	191	59	115	194	359
97	GE	Lancy	159	376	213	337	104	695	857
98	BS	Riehen	137	308	308	493	23	864	489
99	GE	Versoix	119	259	457	337	298	858	774
100	ZH	Geroldswil	300	299	382	62	304	416	44

QUELLE: IAZI

gestiegen», sagt Gemeindepräsident Thomas Hanke (FDP). «Das ist gerade in unserem Kanton nicht selbstverständlich.» Dabei hilft: Muri gehört zu den steuerlich attraktivsten Gemeinden im Hochsteuernkanton Bern. Was das steuerbare Einkommen betrifft, so liegt die Gemeinde schweizweit auf dem guten Rang 52. Einziger Wermutstropfen: Die Bevölkerung wächst seit zwanzig Jahren nicht und droht zu überaltern. Ein Zustand, der sich auch künftig kaum ändern wird. Denn Wohnraum ist knapp. «Und neuer Wohnraum soll vorab durch Verdichtung im bestehenden Siedlungsgebiet geschaffen werden», sagt Thomas Hanke. Der Grund: «Wir wollen das Niveau, das wir erreicht haben, halten. Gerade auch im Schulbereich.» Das sei nur bei moderatem Bevölkerungswachstum möglich.

Schulen sind auch in Rapperswil-Jona ein Thema, der attraktivsten Gemeinde des Kantons St. Gallen (Gesamtrang: 204). Am Zürichsee gelegen, mit Weitblick auf die entfernten

Steuerparadiese

Die tiefsten Steuern für Singles, je Kanton

Kanton	Gemeinde	In Prozent
SZ	Wollerau	5,2
ZG	Baar	7,5
NW	Hergiswil	9,3
LU	Meggen	10
ZH	Rüschlikon	10

Die höchsten Steuern für Singles, je Kanton

SG	Degersheim	18,4
FR	Val-de-Charmey	18,4
BE	Valbirse	19
JU	Val Terbi	19,3
NE	Val-de-Travers	20,4

Arbeitsmarkt

Die niedrigste Arbeitslosenquote, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Arbeitslosenquote in %
SZ	Muotathal	0,1
LU	Escholzmatt-Marbach	0,2
UR	Bürglen	0,3
GR	Lumnezia	0,3
AI	Rüte	0,3

Die höchste Arbeitslosenquote, je Kanton

JU	Haute-Sorne	3,5
NE	Peseux	3,5
TI	Paradiso	3,6
GE	Carouge	3,6
VD	Renens	4

Alpen, mit einem Eisstadion, drei Museen und drei Badis, mangelt es der 27000-Einwohner-Stadt an kaum etwas. Ausser an einem: Kanti-Schüler müssen mit dem Zug bis ins zwanzig Minuten entfernte Wattwil fahren. «Dass Rapperswil-Jona als zweitgrösste St.Galler Stadt keine Kantonsschule hat, ist ein Manko», gesteht auch Stadtpräsident Erich Zoller (CVP) ein. Und ein weiteres Thema bewegt die Gemüter vor Ort: die täglichen Staus morgens und abends. «Wir haben schon vieles versucht und verändert», sagt Erich Zoller. «Neue Buslinien wurden geschaffen, die Taktfrequenzen der Buslinien verbessert, Haltestellen aufgewertet.» Doch die Verkehrslawine rollt weiter. Einem 700 Millionen Franken teuren Tunnel hat die Bevölkerung 2011 eine Abfuhr erteilt. «Nun suchen wir zusammen mit dem Kanton nach einer neuen Lösung.»

Ein Grossprojekt ist in Horn geplant, der Nummer eins im Kanton Thurgau (schweizweit auf Platz 221). Direkt am Bodensee gelegen, ist

Sicherheit

Die niedrigste Kriminalitätsrate

Rang	Kanton	Gemeinde	Straftaten pro 1000 Einwohner
1	AI	Schwende	0,9
2	BE	Rüegsau	1,0
4	SG	Mosnang	5,3
5	FR	Alterswil	6,0
8	LU	Entlebuch	8,8

Die höchste Kriminalitätsrate

909	ZH	Kloten	138
916	SO	Egerkingen	143
917	VD	Lausanne	167
918	BE	Interlaken	176
919	AG	Frick	560

Dynamik

Bevölkerungswachstum über 3 Jahre

Rang	Kanton	Gemeinde	in %
3	AG	Stetten	21
8	FR	Granges-Paccot	16
12	BE	Hindelbank	15
18	SH	Beringen	12
25	SG	Sargans	11

Bevölkerungsabnahme

912	SO	Mümliswil-Ramiswil	-2
913	SG	Rheineck	-2
915	BE	Rüderswil	-3
918	GR	Lumnezia	-4
919	TI	Faido	-9

Standorte

«Preise sind unter Druck»

Donato Scognamiglio, CEO des Immobiliendienstleisters IAZI, meint, trotz tiefem Hypozins bleibe die Schweiz ein Volk von Mietern.

Herr Scognamiglio, die Immobilienpreise steigen seit Jahren. Ist ein Ende des Booms in Sicht?

Bei Einfamilienhäusern ist der Boom klar vorbei. Die Preise sinken, und die Nachfrage verlagert sich zu Eigentumswohnungen. Bei diesen steigen die Preise in gewissen Regionen noch.

Wie sehr haben sich die Preise verändert?

In den Hotspots sind die Preise klar unter Druck geraten. Allein in der Region Genf gab es bei Einfamilienhäusern im letzten Quartal einen Preisrückgang von 4,7 Prozent. Ebenfalls sinkend sind die Preise bei Ferien- und Luxusobjekten. Nur mit starken Preisabschlägen finden diese Objekte noch Käufer. In der Agglomeration hingegen sind Eigentumswohnungen oder Einfamilienhäuser erschwinglicher und werden kaum einen starken Preiseinbruch erleben.



Donato Scognamiglio.

Bei den zehnjährigen Hypotheken liegt der Hypozins nur etwa bei einem Prozent. Sollte man da nicht langsam darüber nachdenken, Wohneigentum zu kaufen?

Ich schätze, dass für über 80 Prozent der Mieter der Kauf eines Eigenheims nicht mehr in Frage kommt. Aufgrund der starken Immobilienpreisteigerungen sowie der viel geringeren Entwicklung der Einkommen und Vermögen. Das Mieten einer Wohnung ist und bleibt für eine Mehrheit der Schweizer und Schweizerinnen die einzig mögliche Wohnform.

Werden die Zinsen auf diesem rekordtiefen Niveau verharren?

Die meisten gehen davon aus, was aus meiner Sicht nicht unbedenklich ist. Die letzte Immobilienkrise hat sehr deutlich gemacht, dass ein unerwartet rascher Zinsanstieg durchaus denkbar ist und zu massiven Preiskorrekturen führen kann.

Kürzlich sind die Mieten erstmals wieder gesunken. Wird sich diese Tendenz fortsetzen?

Die Wohnungsmieten weisen in vielen Regionen eine leicht sinkende Tendenz

auf. Einerseits nehmen die Leerstände zu, andererseits koppelt das Mietrecht die Mieten an die Entwicklung der Hypothekenzinsen, gemessen mit dem Referenzzinssatz. Dieser wird aufgrund der stark gefallen Hypothekenzinsen innert der nächsten zwei Jahre von heute 1,75 Prozent auf 1,5 Prozent sinken. Das wird bei vielen Mietern ein Begehren nach einer Senkung der Mieten auslösen.

Könnte sich der Brexit-Entscheid des britischen Stimmvolks auch auf die Schweizer Wirtschaft und die Schweizer Immobilienpreise auswirken?

Wenn die globale Wirtschaft mit Unsicherheiten kämpft, wird der Schweizer Franken bekanntlich zu einer attraktiven Fluchtwährung. Deshalb versucht die Schweizerische Nationalbank (SNB) gegenwärtig, den Aufwärtsdruck des Franken mittels Interventionen am Devisenmarkt einzudämmen. Ich hoffe aber nicht, dass die

SNB als Ultima Ratio eine neuerliche Zinssenkung beschliessen muss, wie es einige Experten befürchten. Dies würde die bereits heute hohen Preise für Anlageobjekte weiter anfeuern und könnte das Risiko einer grösseren Korrektur in diesem Segment deutlich erhöhen.

Wird die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, wie sie kürzlich vorgestellt wurde, Auswirkungen auf den Schweizer Immobilienmarkt haben?

In Bern herrscht noch keine Einigkeit betreffend der Umsetzung, wenn sich auch die Lösungen langsam zu konkretisieren scheinen. Nur etwas ist momentan absehbar: Eine Reduktion der Zuwanderung schwächt die Nachfrage nach Wohnraum empfindlich, was zu einer Abkühlung im Immobilienmarkt führen könnte.

Donato Scognamiglio ist CEO des Informations- und Ausbildungszentrums für Immobilien (IAZI) und Professor an der Universität Bern. Er ist verantwortlicher Leiter des Weltwoche-Gemeinderatings.

Interview: Carmen Schirm-Gasser

Hotspots

Höchste durchschnittliche Wohnbautätigkeit über die letzten 5 Jahre

Rang	Kanton	Gemeinde	Jährliche Wohnbautätigkeit in %
1	VD	Froideville	6,9
7	AG	Stetten	5,5
9	ZH	Pfungen	5,3
13	SH	Beringen	4,7
16	SG	Benken	4,5

Niedrigste durchschnittliche Wohnbautätigkeit über die letzten 5 Jahre

913	SG	Neckertal	0
913	GL	Glarus Süd	0
915	ZH	Greifensee	-0,1
916	BS	Basel	-0,1
919	JU	Courgenay	-0,5

Begehrter Wohnraum

Veränderung Immobilienpreise über die letzten 3 Jahre

Stadt	In Prozent	Rang schweizweit
Zürich	8,3	364
Genf	6,2	492
Basel	9,4	309
Bern	6,5	463
Luzern	12,3	163
St. Gallen	9,9	283
Lugano	12,6	149
Biel	13,4	115
Schaffhausen	13,7	108
Chur	2,5	702

Betongold-Preise

Aktuelle Preise für Wohneigentum, in Franken

Stadt	4,5-Zimmer-Eigentumswohnung	5,5-Zimmer-Einfamilienhaus
Zürich	1 400 000	1 900 000
Genf	1 700 000	2 500 000
Basel	1 000 000	1 400 000
Bern	876 000	1 200 000
Luzern	1 000 000	1 300 000
St. Gallen	719 000	951 000
Lugano	901 000	1 000 000
Biel	620 000	813 000
Schaffhausen	606 000	784 000
Chur	817 000	1 100 000

der Ort eine thurgauische Exklave im Kanton St. Gallen. Auf 3 Häfen und 300 Bootsplätze kommen gerade einmal 2600 Einwohner. Doch es sollen bis zu 700 mehr werden: Auf rund 100 000 Quadratmetern wird derzeit an «Horn West» gebaut. Auf einer Industriebrache sollen bis nächstes Jahr 110 Wohnungen gebaut werden. Weitere 110 stehen in Planung. «Dieses Projekt hat einiges an Überzeugungskraft benötigt», sagt Gemeindepräsident Thomas Fehr (FDP). «Doch man kann den bisherigen Bewohnern nicht die Käseglocke überstülpen.

Es braucht ein gewisses Wachstum.» Der obere Mittelstand und Familien sollen angezogen werden. «Das generiert Einkommen für die Gemeinde und Kinder für die Schule.» Die Immobilienpreise in Horn haben bereits angezogen. Sie sind in den letzten drei Jahren um 22,8 Prozent gestiegen. Eine 4^{1/2}-Zimmer-Eigentumswohnung kostet derzeit 855 000 Franken, ein Einfamilienhaus 1,3 Millionen.

Ähnliche Wachstumspläne hegt Dornach im Kanton Solothurn (kantonal Platz 1, schweizweit Rang 268). Die Einwohner sehen sich zwar

Die drei attraktivsten Gemeinden pro Kanton

Kanton	Rang je Kanton	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
AG	1	92	Oberwil-Lieli	55	14	21	85	433	611	15
	2	106	Ennetbaden	188	506	89	347	224	438	45
	3	151	Bergdietikon	32	572	40	219	402	407	299
AI	1	305	Appenzell	144	229	446	110	868	448	338
	2	449	Schwende	255	319	296	236	902	76	37
	3	543	Rüte	198	867	64	159	901	887	26
AR	1	180	Teufen	307	39	149	294	712	92	187
	2	380	Speicher	390	240	340	468	739	119	47
	3	513	Gais	513	418	380	498	818	316	39
BE	1	165	Muri bei Bern	559	69	309	624	71	570	458
	2	167	Hilterfingen	321	139	428	793	245	79	460
	3	193	Bern	210	153	676	777	1	252	914
BL	1	53	Bottmingen	149	23	134	269	57	781	399
	2	78	Binningen	168	126	436	316	29	753	397
	3	82	Arlenheim	82	66	223	326	77	909	324
BS	1	98	Riehen	137	308	308	493	23	864	489
	2	170	Basel	157	202	638	631	1	774	897
	3*	-	-	-	-	-	-	-	-	-
FR	1	338	Givisiez	320	135	531	425	197	433	845
	2	345	Villars-sur-Glâne	147	561	401	425	198	850	682
	3	350	Corminbœuf	368	159	48	569	401	439	476
GE	1	5	Corsier	49	79	3	220	435	95	829
	2	7	Vandœuvres	262	456	36	182	100	122	637
	3	9	Chêne-Bougeries	62	365	22	215	19	430	795
GL	1	758	Glarus	772	897	723	380	846	364	802
	2	762	Glarus Nord	769	909	655	363	814	435	586
	3	907	Glarus Süd	910	919	908	403	899	232	619
GR	1	34	Pontresina	257	364	84	203	753	2	79
	2	42	Samedan	46	543	394	263	644	32	157
	3	57	St. Moritz	311	280	246	55	496	259	704
JU	1	850	Delsberg	824	180	568	819	132	674	858
	2	880	Courtételle	804	827	415	705	289	825	208
	3	897	Courroux	896	816	590	869	285	583	343
LU	1	11	Meggen	123	5	176	46	465	319	99
	2	101	Weggis	312	229	187	186	814	173	294
	3	147	Luzern	101	75	568	312	312	729	899
NE	1	285	Saint-Blaise	263	566	391	904	235	82	707
	2	321	Neuenburg	296	204	852	886	147	349	896
	3	367	Corcelles-Cormondrèche	185	391	331	916	627	631	383

Rang 1 ist die beste, Rang 919 die schlechteste Rangierung. Untersucht wurden 919 Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. *Im Halbkanton Basel-Stadt sind nur zwei statt dreier Gemeinden ausgewiesen.

als echte Solothurner, sind wirtschaftlich jedoch wesentlich stärker mit Basel verbunden. «Der Speckgürtel rund um Basel ist schon fast gänzlich überbaut. Jetzt ziehen immer mehr Gutverdienende weiter raus zu uns», sagt der Präsident der Ortsgemeinde, Christian Schlatter (Freie Wähler Dornach, FWD). Innert dreier Jahre stiegen die Immobilienpreise um 9,5 Prozent. Bald soll es noch mehr Wohnraum geben: auf dem 130 000 Quadratmeter grossen Areal der ehemaligen Swissmetal AG. «Tausend bis zweitausend Personen könnten sich hier an-

siedeln», sagt Schlatter. Damit würde die Gemeinde um rund ein Viertel wachsen. «Das Lokalkolorit ist nicht mehr sakrosankt. Bewegung ist nötig. Natürlich muss gleichzeitig auch die Infrastruktur der Gemeinde wachsen, die Schulen, die Verwaltung, die Abwasseranlagen. Projekte, die in der Vergangenheit vernachlässigt wurden. Wir sind jetzt daran, diese Versäumnisse nachzuholen.»

Die Auswertung für alle 919 Gemeinden finden Sie unter www.weltwoche.ch/gemeinderating-2016.

Kanton	Rang je Kanton	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Wohnen	Rang Arbeitsmarkt	Rang Bevölkerungsstruktur	Rang Steuern	Rang Erreichbarkeit	Rang Versorgung	Rang Sicherheit
NW	1	30	Hergiswil	116	7	168	21	554	316	422
	2	68	Stansstad	322	2	335	39	562	324	355
	3	123	Ennetbürgen	91	53	215	45	611	799	28
OW	1	274	Engelberg	219	1	221	128	891	50	639
	2	278	Sarnen	40	3	263	111	844	804	618
	3	328	Sachslen	122	321	120	158	854	734	35
SG	1	204	Rapperswil-Jona	471	146	417	257	70	628	621
	2	306	Gaiserwald	285	411	319	461	717	350	196
	3	319	Mörschwil	546	368	32	235	510	695	278
SH	1	549	Schaffhausen	435	233	735	517	472	479	828
	2	652	Stein am Rhein	862	522	412	460	825	17	147
	3	663	Neuhausen am Rheinflall	624	456	902	514	529	770	757
SO	1	268	Dornach	411	196	363	566	123	836	533
	2	355	Hofstetten-Flüh	511	599	143	756	682	639	247
	3	424	Solothurn	387	20	709	750	168	369	905
SZ	1	15	Freienbach	96	26	275	8	203	467	646
	2	16	Wollerau	275	41	269	3	383	526	302
	3	26	Lachen	184	17	212	15	74	276	602
TG	1	221	Horn	273	165	373	166	493	23	519
	2	270	Bottighofen	350	19	384	72	549	303	421
	3	272	Ermatingen	289	176	100	115	642	53	442
TI	1	6	Comano	34	30	122	154	239	18	20
	2	83	Canobbio	18	143	104	174	380	22	487
	3	87	Paradiso	41	187	337	84	21	858	652
UR	1	358	Altdorf	485	89	546	148	880	816	534
	2	636	Schattdorf	660	699	681	112	894	796	218
	3	640	Bürglen	704	460	599	147	900	692	19
VD	1	17	Lutry	77	37	82	573	46	334	373
	2	21	Saint-Sulpice	89	52	23	561	167	283	627
	3	43	Lonay	24	25	93	561	155	223	499
VS	1	157	Zermatt	142	305	498	414	917	176	604
	2	289	Montana	327	872	311	515	476	8	230
	3	375	Bagnes	534	426	117	400	870	78	478
ZG	1	8	Zug	4	21	129	2	69	646	875
	2	13	Oberägeri	5	89	15	10	709	654	68
	3	25	Unterägeri	80	145	58	16	555	206	499
ZH	1	1	Rüschlikon	19	185	69	26	32	217	406
	2	2	Zumikon	379	226	67	42	82	271	420
	3	3	Zollikon	484	15	96	42	42	513	510

QUELLE: IAZI

Wohlstand

Höchster durchschnittlicher Steuerertrag aus der direkten Bundessteuer, je Kanton in Franken

Rang	Kanton	Gemeinde	Steuerertrag
1	SZ	Wollerau	15320
3	GE	Cologny	9370
6	ZG	Walchwil	7420
9	ZH	Zumikon	6830
15	NW	Hergiswil	5720

Niedrigster durchschnittlicher Steuerertrag aus der direkten Bundessteuer, je Kanton in Franken

908	SG	Neckertal	270
912	VS	St. Niklaus	260
915	UR	Silenen	250
918	LU	Escholzmatt-Marbach	210
919	BE	Eggwil	200

Zur Methode

Alle Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern (insgesamt 919) wurden untersucht. Datengrundlage sind überwiegend öffentliche Statistiken. Das Ranking besteht aus mehreren Teilen: Das Niveau-Ranking vergleicht Ist-Werte ausgewählter Kennziffern, etwa die aktuelle Arbeitslosenquote. Das Dynamik-Ranking betrachtet die Veränderung in fünf zurückliegenden Jahren. So erkennt man, welche Gemeinde sich – unabhängig von ihrer ökonomischen Ausgangslage – verbessert hat. Die Bewertung erfolgt neu auf Basis von 50 Einzelindikatoren (vorher 40).

Jeder dieser Indikatoren (zum Beispiel Jugendanteil) erhält einen Rang. So können die Gemeinden in den einzelnen Kategorien direkt miteinander verglichen werden. Diese werden in sieben Kategorien zusammengefasst (Wohnen, Arbeitsmarkt, Bevölkerung, Steuern, Erreichbarkeit, Versorgung, Sicherheit). Die Immobilienpreise werden neu zu 50 Prozent, die anderen sieben Faktoren zu je 7 Prozent gewichtet. Deshalb wurde auf Vorjahresvergleiche verzichtet.

Die sieben Kategorien beinhalten u. a.:

Wohnen: Immobilienpreise, Veränderung der Preise über drei Jahre, Wohnbautätigkeit, Leerwohnungsziffer

Arbeitsmarkt: Arbeitslosenquote, Firmenneugründungen, Beschäftigte im Dienstleistungssektor

Bevölkerungsstruktur: Sozialhilfeempfänger, Jugendanteil, Bevölkerungswachstum, Steuerertrag, steuerbares Einkommen

Steuern: durchschnittliche Steuerbelastung für Singles, Familien mit Kindern und ohne Kinder, Pensionisten über 65 Jahre

ÖV- und Verkehrserschliessung: Reisezeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln und/oder Auto zum nächsten Zentrum und zur nächsten Grossstadt

Versorgung: Anzahl Ärzte, Spitäler, Schulen, Einkaufszentren, Lebensmittelläden, Freizeit- und Kulturangebote

Sicherheit: Straftaten gegen das Strafrecht, Betäubungsmittel- und das Ausländergesetz



Heimat

Ode an Rüschlikon

Rüschlikon verdanke ich meine ersten Schritte als Politiker. Ich bewundere, wie sich das Dorf im heutigen Umfeld schlägt. Allerdings beneide ich meine Nachfolger im Gemeinderat nicht.

Von Eric Honegger

Ruochselinghoven, haben wir in der Primarschule gelernt, hiess Rüschlikon früher, ganz früher. Der Name sei abgeleitet vom Alemanen Ruochsiling, der hier am Zürichsee einen Hof hatte – Basiswissen eines Schülers, der in Rüschlikon aufgewachsen ist und bis zu seinem 50. Lebensjahr da gewohnt hat. Was ich nicht mehr wusste, jetzt aber nachgeschlagen habe, ist, dass Ruohsilo auf Alemannisch Beschützer heisst. Kein schlechter Name für einen Dorfvorsteher; mögen die heutigen und zukünftigen Gemeinderäte dieses Erbe hüten und danach leben.

Meine Erinnerung an Rüschlikon konzentriert sich vor allem auf die Jugendjahre, die Zeit also, die ich von früh bis spät im Dorf verbrachte. Wie zum Beispiel, als ich als Knabe frühmorgens in aller Stille die elterliche Wohnung verliess, um dem Milchmann auf seiner Tour zu «helfen». Es war ein ländliches Dorf – ein Dorf, dessen Umriss vom Kursschiff aus klar erkennbar waren. Da Rüschlikon, dort Thalwil und Kilchberg, die Nachbargemeinden. Der Siedlungsbrei kam später, als sich das Dorf zu einer Agglomerationsgemeinde entwickelte. Heute sind die Zürichsee-Gemeinden ineinander verflossen.

Allerdings war Rüschlikon schon damals kein Bauerndorf mehr. Die Landwirte konnte man an einer Hand abzählen. Handwerker gab es viele; sie trafen sich zum Znüni in der «Rose» unterhalb der Kirche. Heute versucht man in diesem ehrwürdigen Riegelhaus, das die Rüschliker Wappenblume im Namen trägt, auswärtige Gäste anzulocken. Auch die Gastronomie kennt keine Grenzen mehr. Schon gar gilt dies für das Hotel «Belvoir», das seit je Anziehungspunkt für Gäste aus nah und fern war. Nichts erinnert mehr an das schlossartige Gebäude mit dem markanten Türmchen auf dem Hügel neben dem Brahmshaus (er verbrachte 1874 den Sommer da). Nur die überwältigende Aussicht auf Zürichsee und Pfannenstiel ist geblieben.

Rüschlikon konnte sich dem Einfluss des nahen Zürich nicht entziehen. Immer mehr Einwohner fanden dort ihr Auskommen. Auch mein Vater arbeitete in der Stadt, doch fand er immerhin Zeit, zum Essen über Mittag nach

Hause zu kommen. So viel Zeit musste sein, auch wenn das Pendeln mit den SBB zeitraubend war. Heute kaum mehr auszudenken, selbst mit dem Viertelstundentakt der S-Bahn. Industrie, Dienstleistungssektor und Gewerbe entwickelten sich zwar auch im Dorf, doch der Traum von Wohnen und Arbeiten blieb weitgehend Illusion. Auch eine weitsichtige Planung der Gemeindeväter konnte nicht verhindern, dass der Agglomerationsdruck wuchs und wuchs.



Beschützer Ruochsiling hätte seine helle Freude: Rüschlikon ZH.

Als ich mit einigen jugendlichen Freunden die Jungliberale Gruppe gründete, stand früh fest, dass wir die Nähe zur Freisinnigen Partei (die Demokratische Partei war damals noch nicht integriert) suchten. Sie war politisch das Mass aller Dinge im Dorf. Natürlich wurde ich auch von meinem Vater liberal erzogen. Zwar gab es auch die Bauern- und Gewerbestimme sowie einen Gemeindeverein, der parteiungebundene Wählerinnen und Wähler vereinte, doch an der absoluten Mehrheit der FP gab es nichts zu rütteln. Mag sein, dass diese Stärke schon den Keim des Wandels in sich trug – Rüschlikon scheint schon immer offen für eigenwillige politische Köpfe gewesen zu sein: James Schwarzenbach, Parteichef der damaligen, fremdenfeindlichen Nationalen Aktion, und Gottlieb Duttweiler, Gründer des Landesrings der Unabhängigen – beide wurden hier geboren.

Meinem Bürgerort Rüschlikon verdanke ich die ersten Schritte in einem politischen Amt. Ob der Weibel die Akten zur Vorbereitung auf die Sitzung des Gemeinderates wohl immer noch persönlich nach Hause bringt? Kaum, im elektronischen Zeitalter. «Kindergarten-Gemeinderat» hat man uns damals genannt, weil wir in der Mehrheit unter dreissig Jahre alt waren. Das wollten wir natürlich nicht auf uns sitzen lassen. Es war uns Ansporn dazu, der Bevölkerung zu dienen, nicht abzuheben und vollen Einsatz zu leisten. Das war eine Lebensschule.

Von meinem Wohnort Gerersdorf in Österreich nahe der ungarischen Grenze ist es weit nach Rüschlikon. Das hindert mich nicht daran, bei meinen seltenen Besuchen in der Schweiz auch einen Abstecher in das Dorf zu machen, wo ich die längste Zeit meines Lebens verbracht habe. Natürlich hat sich vieles verändert. Immerhin: Das Haus mit der Wohnung, wo ich aufgewachsen bin, steht noch, die Schule auch sowie das Gemeindehaus und viele andere Orte, die meine schöne Jugend prägten. Und natürlich das Grab meiner Eltern. Ich danke Gott, dass mein Vater meinen Karrierebruch nicht mehr erleben musste.

Obwohl ich als glücklicher Auslandsschweizer die Politik meines Heimatlandes und jene von Rüschlikon nur

aus der Ferne beurteilen kann, bewundere ich, wie sich mein Dorf in einem völlig veränderten Umfeld schlägt. Es zeugt von Weitblick und Willen der Behörden, den Wandel zu erkennen und darin zu bestehen. Allerdings beneide ich meine Nachfolger im Gemeinderat nicht darum, diese anspruchsvolle Aufgabe zu lösen. Dass sie es schaffen, zeigt die Anerkennung Rüschlikons als Sieger im Gemeinderating. Die Behörden tun offensichtlich das Richtige für die Rüschliker Bevölkerung. Beschützer Ruochsiling hätte seine helle Freude daran.

Eric Honegger, Jahrgang 1946, ist als Sohn des späteren Bundesrats Fritz Honegger in Rüschlikon aufgewachsen. 1974–1978 sass er für die FDP im Rüschliker Gemeinderat, 1979–1987 im Zürcher Kantonsrat, und 1987–1999 war er Regierungsrat im Kanton Zürich. Anschliessend war er im Verwaltungsratspräsidium der Swissair und stand kurzzeitig als Konzernchef bis 2001 an ihrer Spitze. 2012 zog er mit seiner Frau ins österreichische Burgenland, wo sie heute das Gästehaus «Arkadenhof» betreiben.



«Lenkerhof Gourmet Spa Resort»

Kulinarische Höhenflüge auf 1068 m ü. M.

Eiger, Mönch und Jungfrau – das sind nur die bekanntesten Berge der grandiosen Kulisse in Lenk, dem südlichsten Dorf des Simmentals. Im Fünf-Sterne-Superior-Hotel geniessen Sie vier entspannte Tage mit riesigem Wellness-Angebot und der mehrfach von «Gault-Millau» ausgezeichneten Küche.

Willkommen im Berner Oberland, am Fuss des Wildstrubel-Massivs. Das «Lenkerhof Gourmet Spa Resort» bietet alles, was es für eine Auszeit vom stressigen Alltag braucht. Am reichhaltigen Frühstücksbuffet starten Sie in den Tag. Weiter geht es mit Mountainbiken, Wandern oder Klettern. Oder Sie relaxen in einer der grössten und modernsten Wellness-Landschaften der Schweiz mit Saunen, Dampfbädern oder dem Aussenbad und seinem seit Jahrhunderten geschätzten kristallklaren Schwefelwasser der Balmenquelle mit angenehmen 34 °C.

Kulinarische Köstlichkeiten erwarten Sie im Restaurant «Spettacolo». Unter dem Motto «Well Flavour» kreiert Küchenchef Stefan Lünse regionale und erstklassig zubereitete Spezialitäten; ausgezeichnet von «Gault Millau» mit 15 Punkten. Für mediterrane Gaumen-

freuden steht die Showküche des Restaurants «Oh de vie» zur Verfügung. Passend dazu: ein guter Tropfen aus dem bestens sortierten Weinkeller. In den Kellergewölben degustieren Sie die aktuellen Tagesweine, um sich für die Flasche Ihrer Wahl zu entscheiden. Herzstück und Treffpunkt in der Hotelhalle ist die gepflegte Bar.



Platin-Club-Spezialangebot

Vier entspannte Gourmet-Tage
im «Lenkerhof Gourmet Spa Resort»

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Welcome-Drink
- 3 Gourmet-Dinner à la carte
- Benützung des «7 Sources Beauty & Spa»
- Täglich Weinegustation
- Lenk-Bergbahn-Ticket (Sommersaison)

Exklusiv für Weltwoche-Leser:

- 1 Gourmet-Set für zu Hause mit Lenker Spezialitäten
- 1 Sommerpeeling pro Person (25 Min.)

Spezialpreis:

Fr. 867.– pro Person im frisch renovierten Doppelzimmer Superior (Anreise: Sonntag bis Mittwoch). Weitere Zimmerkategorien auf Anfrage.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 033 736 36 36 oder welcome@lenkerhof.ch. Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben. Angebot gültig bis 14. Dezember 2016.

Veranstalter:

«Lenkerhof Gourmet Spa Resort»
3775 Lenk im Simmental
www.lenkerhof.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Ticktack

Von Henryk M. Broder —
Der Innenminister warnt vor
«islamistischen Gefährdern».



Der deutsche Innenminister Thomas de Maizière ist dafür bekannt, dass er seine Worte mit Bedacht wählt. Es kommt öfter vor, dass ein Zug der Deutschen Bahn keine Verspätung hat, als dass der Minister die Contenance verliert. Auch in Krisensituationen behält er die Nerven. Als letzten November ein Fussball-Länderspiel gegen die Niederlande in Hannover aufgrund einer «sich immer weiter verdichtenden Hinweislage auf einen möglichen Terrorakt im Umfeld des Stadions» (O-Ton de Maizière) im letzten Moment abgesagt wurde, bat der Minister auf einer Pressekonferenz um Verständnis dafür, dass er auf konkrete Fragen, warum so entschieden wurde, «keine Antwort geben möchte». Denn: «Ein Teil dieser Antworten würde die Bevölkerung verunsichern.» Sollte heissen: Wenn die Bevölkerung wüsste, was der Innenminister weiss, könnte sie entweder panisch reagieren oder wissen wollen, warum nicht schon eher etwas unternommen würde. Nun hat sich de Maizière wieder zur Bedrohungslage erklärt. In einem Interview mit der *Bild*-Zeitung sagte er, die Zahl der «islamistischen Gefährder» in Deutschland sei «mit über 520 Personen so hoch wie nie zuvor». Es handle sich um Menschen, «bei denen bestimmte Tatsachen die Annahme rechtfertigen, dass sie politisch motivierte Straftaten von erheblicher Bedeutung begehen werden». Hinzu kämen 360 Personen, die «als mögliche Unterstützer von schweren politischen Straftaten» eingestuft würden. Alles in allem: etwa 900 tickende Zeitbomben. Zugleich warnte der Innenminister davor, «Muslime unter Generalverdacht zu stellen», der islamistische Terrorismus habe zwar «etwas mit dem Islam zu tun», aber der Islam trage «keineswegs den Keim des Terrorismus in sich». Damit lehnt sich de Maizière schon sehr weit aus dem Fenster, galt doch bis eben die Sprachregelung, der Islamismus habe mit dem Islam nichts, überhaupt nichts zu tun. Offenbar gibt es inzwischen «eine sich verdichtende Hinweislage», nur möchte de Maizière auf diesen Zusammenhang nicht eingehen, um die Bevölkerung nicht zu verunsichern. Die ist freilich weiter als der Minister. Jeder Bauer in Mecklenburg-Vorpommern weiss, dass man Keime mit blossen Auge nicht sehen kann.

Synchrone Schwimmen für alle

Von Silvio Borner — Jetzt, wo die Olympischen Spiele vorbei sind, darf man es sagen: Sie sind ein konsumentenfeindliches Sammelsurium teilweise obskurer Sportarten.

Für einmal kann sich dieser Kolumnist in einer Mehrheit wännen, nämlich als einer von all denen, die das Ende der Olympiade sehnlichst herbeigesehnt haben. Über Olympia in Rio ist schon viel gesagt und noch mehr geschrieben worden. Was kann da ein professioneller Ökonom, aber olympischer Laie noch Neues beitragen? In meiner Einführungsvorlesung über die Markt- und Preistheorie, die Tausende von Studenten genossen haben (oder, wie die Basler Finanzministerin Eva Herzog, «durchlitten» – sie wechselte deswegen ins Phil.-I-Studium), kam immer auch das «Multipack» vor.

Darunter versteht man nicht etwa die geldgierigen, gewissen- und verantwortungslosen Manager von multinationalen Gesellschaften, sondern ein als Paket zusammengeschnürtes Angebot von verschiedenen Gütern und Dienstleistungen, das zu einem attraktiv scheinenden Gesamtpreis zu haben ist. Dieser Paketpreis ist nämlich deutlich tiefer als die Summe der Einzelpreise.

Vorsicht, Multipack!

Ein Beispiel: Ein Haarföhn kostet 150 Franken, ein Ventilator ebenso viel. Mein alter Föhn ist kaputtgegangen, und Ventilatoren interessieren mich nur an ganz wenigen Tagen im Jahr. Jetzt finde ich ein Multipack mit einem Föhn und einem Ventilator für 200 Franken. Warum sollte ich darauf nicht hereinfallen? Meine Zahlungsbereitschaft für den Föhn beträgt 150 Franken, aber für den Ventilator ist sie praktisch gleich null. Wenn ich den Föhn einzeln kaufe, zahle ich 150 Franken und habe einen entsprechenden Nutzen von 150 «Util», eine Art Nutzen-Einheit. Zudem verbleiben mir 150 Franken, um etwas zu erwerben, was ich wirklich brauche oder mir wünsche. Kaufe ich das Multipack, zahle ich 200 und habe ebenfalls 150 «Util» Nutzen aus dem Föhn, aber nur noch 100 Franken für etwas anderes übrig. Ich bin also klar schlechter gestellt, weil ich den eigentlich nicht nachgefragten Ventilator nicht wirklich nutzen oder weiterverkaufen kann.

Multipacks machen allenfalls dann Sinn, wenn die gebündelten Leistungen «komplementär» sind, das heisst zusammen genutzt werden können oder gar müssen. Bucho ich beispielsweise einen Flug, kann mir die Airline auch gleich ein Hotel für den Ankunfts- und Abflugtag oder ein Mietauto mit anbieten.

Doch jetzt zur Olympiade: Diese ist ein Multipack, das immer unattraktiver wird, weil sich das Angebot systematisch auf mehr und immer exotischere Sportarten ausdehnt, die miteinander gar nichts zu tun haben und somit immer weniger Paket-Zuschauer an die Olympiade vor Ort oder vor den Fernseher locken. Gerade Randsportarten – immer aus der Sicht der Zuschauer – haben ein enormes Interesse daran, sich als olympische Disziplin einzureihen, weil sie nur so wenigstens alle vier Jahre überhaupt noch etwas vom Rampenlicht abbekommen. Ich denke hier etwa an das Synchrone Schwimmen oder das Pistolenschiessen. Ebenfalls unattraktiv ist die Aufsplitterung von Disziplinen in Untervarianten wie etwa das Schwimmen in verschiedene Stile oder das Gewichtheben in Gewichtsklassen. Man könnte ja analog auch Laufdisziplinen wie 100 Meter bis 10 000 Meter rückwärts laufen lassen oder die Kugelstösser in verschiedene Gewichtsklassen aufteilen.



Ganz anders sieht es bei den Top-Sportarten wie Fussball, Tennis, Radfahren, Golf oder Leichtathletik aus. Diese haben längst Organisationen und Events geschaffen, die als Einzelprodukte Weltgeltung erlangt haben, und sind deshalb an einem Multipack wie der Olympiade immer weniger interessiert. Denken wir etwa an die Champions League, die Grand Slams wie die US Open, die Tour de France oder die grossen Leichtathletik-Meetings. Hinzu kommt, dass es bei diesen Spitzen-Events weniger um Nationen als vielmehr um Einzelstars oder international zusammengesetzte Klubs geht. Diese Sportarten konzentrieren sich zudem immer weniger um die interne Konkurrenz, sondern um den Wettbewerb gegen die anderen Sportarten.

In den USA ist das gut zu beobachten. Football, Baseball und Basketball haben schon eine umkämpfte interne Meisterschaft, aber die wirklichen Konkurrenten sind die anderen Ballspiel-Arten. Eine Dominanz wie jene durch den FCB im Schweizer Fussball wäre dabei schädlich, weshalb die Ligen Mechanismen entwickelt haben, um die schwächeren Mannschaften zu stärken. Für die Olympiade schlecht ist der fehlende und schrumpfende Anreiz dieser Magnet-Sportarten, sich in ein Multipack mit Turmspringen oder Synchrone Schwimmen einzuordnen. Die Olympiade wird scheitern, weil sie ein unverdauliches und unverkäufliches Multipack geworden ist.

Hard Brexit

Von James Delingpole — In Grossbritannien sträuben sich «Remainers», den Volkswillen umzusetzen und die EU zu verlassen. Nun macht eine Aktionsgruppe, bestückt mit altbekannter Prominenz, Dampf.

Fast drei Monate sind vergangen, seit die Briten mit überwältigender Mehrheit für einen Austritt aus der Europäischen Union gestimmt haben. Für die unterlegenen «Remainers» ist der Schmerz aber noch immer so heftig, als wäre es erst gestern passiert. «Irgendwann werden wir erkennen, dass wir auf einer freudlosen Insel leben und einen Pass hatten, der uns die Möglichkeit gab, an den schönsten Orten der Welt zu leben. Aber wir haben ihn weggeworfen, weil früher alles besser war, in der schönen alten Zeit, als wir in gedünstetem Kohl schwammen», twitterte kürzlich einer von ihnen, der Chefredaktor einer politischen Website. Die Eigenparodie war gänzlich unbeabsichtigt.

Jawohl, seit dem Brexit sind die Aktienkurse gestiegen, wie Christoph Blocher es vor dem EU-Referendum vorhergesagt hat, der Produktionsindex ist deutlich gestiegen, das Handelsbilanzdefizit ist zurückgegangen, und das Pfund hat sich wieder erholt. Aber die frustrierten «Remainers» werden sich ihr düsteres Untergangsszenario nicht von unpassenden Fakten verderben lassen. Für sie ist der Brexit eine Katastrophe, die es mit den biblischen Plagen aufnehmen kann oder mit den Reiterhorden des Dschingis Khan oder dem Tag, an dem Margaret Thatcher Premierministerin wurde.

Die Reaktion dieser übellaunigen Verlierer müsste eigentlich völlig uninteressant sein. Fast 17,5 Millionen haben für den Brexit gestimmt – noch nie in der britischen Geschichte haben sich so viele für eine Sache entschieden. Ausgestattet mit einem so klaren Mandat, sollte es für die neue Premierministerin Theresa May ein Leichtes sein, ihr Versprechen «Brexit heisst Brexit» einzulösen.

Unnachgiebige antidemokratische Elite

Leider haben die «Remainers» grossen Einfluss. Zu ihnen zählen die BBC, die *Times*, der *Guardian*, die *Financial Times*, die Gewerkschaften, der Gouverneur der Bank von England, alle namhaften Anwaltskanzleien, Unternehmen und Investmentbanken, ein Grossteil der akademischen Welt, der gesamte öffentliche Dienst und ein signifikanter Teil der neuen Regierung, darunter der Finanzminister, die Innenministerin und interessanterweise sogar Theresa «Brexit heisst Brexit» May höchstpersönlich.

Die verständliche Sorge der Brexiteers ist die, dass sie zwar die Schlacht vom 23. Juni gewonnen haben, den Krieg gegen eine unnachgiebige antidemokratische Elite aber womög-

lich verlieren werden. So erklärt sich die unlängst ins Leben gerufene Interessengruppe namens «Change Britain», die von zahlreichen prominenten Brexit-Anhängern unterstützt wird, darunter der ehemalige Justizminister Michael Gove, David Camerons ehemaliger Berater Steve Hilton, Nigel Lawson, Schatzkanzler unter Thatcher, und Aussenminister Boris Johnson. Aufgabe dieser Leute wird es sein, Theresa May auf die Finger zu schauen und dafür zu sorgen, dass sie den «hard Brexit» tatsächlich umsetzt.

Diesen Ausdruck hätten die Brexiteers selbst nicht gewählt. Die Unterscheidung zwischen «hartem» und «weichem» Brexit ist eine schlaue Erfindung der «Remainers», um sich den Sieg doch noch zu sichern, indem man einen faulen Kompromiss austüftelt, gemäss dem Grossbritannien auf dem Papier, nicht aber in der Praxis aus der EU austritt.

Sollten sich die «weichen» Brexiteers durchsetzen, wird Grossbritannien die meisten Forderungen der EU hinsichtlich der Personenfreizügigkeit akzeptieren, um weiterhin Zugang zum Binnenmarkt zu bekommen. Dies wäre sicher die einfachere Lösung – der EU blieben erhebliche Kopfschmerzen, den unbeirrbar proeuropäischen Beamten komplizierte Verhandlungsrunden erspart. Aber es wäre natürlich ein Schlag ins Gesicht all jener,

die für den Brexit gestimmt haben, damit Grossbritannien seine Souveränität in den zentralen Bereichen Einwanderung und internationale Handelsabkommen wiedererlangt.

Wie alte japanische Soldaten

Für die Brexiteers sieht es zunehmend so aus, als seien sie im allerletzten Moment aus einem brennenden, schon halb einstürzenden Gebäude herausgekommen. Die EU – nehmen wir nur das grandiose Gerede von einer EU-Armee und das Verhalten gegenüber den Iren wegen ihrer Steuervereinbarungen mit Apple – tritt immer selbtherrlicher auf. Die Flüchtlingskrise verschärft sich, und damit wächst die Gefahr islamistischer Anschläge. Die italienische Bankenkrise bedroht die ganze Euro-Zone. Nur eifrige Euro-Ideologen können den Blick nach Brüssel richten und voller Überzeugung ausrufen: «Wenn wir doch nur bei diesem grandiosen Projekt weiterhin mitmachen könnten!»

Leider gibt es viele einflussreiche Leute – auch an Mays Kabinetttisch –, die tatsächlich so denken. Wie alte japanische Soldaten auf einer entlegenen Pazifikinsel wollen sie nicht wahrhaben, dass ihr Krieg nicht das gewünschte Ergebnis hatte. Es wird der entscheidende Test für Theresa May sein. Kann sie die «Remainers» und die EU-Kommissare ausmanövrieren und den dramatischen Schnitt vollziehen, für den die Briten am 23. Juni gestimmt haben? Wenn sie das schafft, wird das eine Leistung sein, um die sie selbst die grosse Margaret Thatcher beneidet hätte.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Schlaue Erfindung der «Remainers»: Premierministerin May mit Kabinett.

Kaltschnäuziger Karrierist

Von Christoph Mörgeli

Geniesst der Jüngling ein Vergnügen, so sei er dankbar und verschwiegen.» Nach dieser Devise von Wilhelm Busch leben und lieben in Bundesbern nicht nur Jünglinge. Sondern auch angegraute Herren. Doch mit der Verschwiegenheit ist es in der Regel vorbei, wenn das Vergnügen Früchte trägt. Wie aktuell beim Walliser CVP-Frontmann Christophe Darbellay. Auch beim Auffliegen seines ausserfamiliär gezeugten Kindes beherrscht der Familienpolitiker das Spiel mit der Öffentlichkeit. Er spricht von der Einzigkeit der einzigen «einen Nacht». Er entschuldigt sich bei seiner Frau. Er entschuldigt sich bei seinen Freunden. Er entschuldigt sich bei seinen Wählerinnen und Wählern. Er entschuldigt sich bei aller Welt. Nur bei einem entschuldigt er sich noch immer nicht: bei Christoph Blocher, bei dessen hinterhältiger Abwahl Darbellay die Strippen zog.

Trotz privatem Fehltritt will Christophe Darbellay weiterhin für die Walliser Regierung kandidieren. Von Mitte-links-Medien gibts für den Christlichsozialen Entwarnung und Absolution: «Das Wallis wird Darbellay wohl verzeihen», titeln *Tages-Anzeiger* und *Bund*. Seine Wahl in den Staatsrat sei so gut wie gesichert. Das wäre keine gute Idee. Nicht wegen eines ausserehelichen Kindes. So was kann passieren. Moritz Leuenberger wurde trotzdem Bundesrat. Der eigentliche Skandal besteht in Darbellays mehrmonatigem Umgang mit dem Problem. Er hat seine Ehefrau nach eigenen Worten erst «wenige Tage vor der Geburt» informiert. Die längste Zeit sass er mit seinem Wissen auf dem Pulverfass.

Man stelle sich den nicht unwahrscheinlichen Fall vor, seine Vaterschaft wäre schon früher zu den Journalisten durchgesickert. Dann hätte Darbellays Gattin aus der Zeitung oder durch das Fernsehen davon erfahren müssen. Das Motiv für Darbellays Verschweigen lag in seiner Nomination für den Staatsrat vom Mai. Er wollte seine Kandidatur unter keinen Umständen durch das Baby inklusive allfällige familiäre Turbulenzen gefährden. Er misstraute sogar seinem nächsten Umfeld. Er stellte seine politische Karriere kaltschnäuzig über Frau und Kinder. Der Präsident des Schweizer Casino-Verbandes offenbarte die Spielernatur eines *high-risk*-Politikers, der verantwortungslos alles auf eine Karte setzt. Nämlich auf seine eigene, durch und durch eigennützige Karte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Mit Pudding verputzt man keine Gegner

Von Peter Bodenmann — Der freisinnige Gipsermeister Philipp Müller fährt die SVP an die Wand.



Der nächste Hammerschlag folgt: FDP-Politiker Müller.

Der Bau ist kein Ponyhof. Und kein Kindergarten. Die SVP prügelte während der letzten Jahre auf den freisinnigen Gipsermeister und ehemaligen Parteipräsidenten Philipp Müller ein. Jetzt hat Müller zurückgeschlagen. Der Freisinn lässt die hyperventilierende SVP im Regen stehen. Nix bürgerlicher Schulterchluss. Nix mit Höchstzahlen und Kontingenten. Stattdessen EU-kompatible Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative.

Den politischen Aufstieg begann Philipp Müller als Zahlenmensch. Für Autodidakten sind Zahlen wichtiger als alles andere. Sie wollen zeigen, dass sie begriffen haben, um was es vor und hinter dem Komma geht. In den nächsten Wochen wird Müller der SVP deren eigene Zahlen um die Ohren schlagen.

Zum Zeitpunkt der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative betrug die jährliche Zunahme der Schweizer Bevölkerung rund 90 000 Einwohner pro Jahr. In der «Arena» nahm 2014 der damals noch etwas taufrißere Wasserfall junior den Berner Adrian Amstutz in die Zange: «Sagen Sie denen doch bitte die Zahl, bitte.» Nach etwas Würgen liess Adrian Amstutz die Katze aus dem Sack: «Ich habe ganz klar gesagt, ein System wäre die erste Phase der Bilateralen. Damals hatten wir Zahlen zwischen 42 000 und 46 000. Das wäre die Hälfte.»

This Jenny selig sprach an einer Pressekonferenz von einem Wanderungssaldo von 50 000

Menschen. Nach Annahme der Initiative. Na also. Darf man Initianten ernst nehmen? Darf man Initiativen so umsetzen, wie sie dies verlangt haben? Also ohne Aufgabe der bilateralen Verträge und mit einer halbierten Zuwanderung? Man sollte, und man müsste.

Alle Anzeichen sprechen dafür, dass wir 2016 nur mehr einen Wanderungssaldo von 40 000 Personen erreichen. Dies nicht dank der SVP, sondern dank Thomas Jordan. Die Schweiz hat inzwischen mehr Arbeitslose als Bayern. Auch die Eritreer tauchen, auf ihrer Suche nach einer besseren Zukunft, in Chiasso ab und in Konstanz wieder auf.

Typisch: Christoph Blocher und Roger Köppl wollen deshalb neu die Zunahme der Wohnbevölkerung auf 20 000 bis 25 000 Personen beschränken. Das hat vor der Abstimmung so niemand verlangt. Unser Gipsermeister Müller wartet ab. Er will sicher sein, dass bereits 2016 die Vorgaben der Initianten erfüllt werden. Um die politisch isolierte SVP mit der Zahlenkeule des Autodidakten noch erfolgreicher durch das Unterholz zu jagen.

Der neue Präsident der CVP wollte Höchstzahlen festlegen. Gemeinsam mit der SVP. Die eigenen Nationalräte liefen Pfister aus dem Ruder. Merke: Mit Pudding verputzt man keine Wände und keine Gegner.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Exklusiv, ganz exklusiv

Von Kurt W. Zimmermann — Den Medien fehlt das Publikum. Journalisten schreiben darum nur noch für andere Journalisten.

Wer hätte das gedacht? Kaufen ist billiger als mieten. Das belegte «eine Studie, die *Sonntagsblick* exklusiv vorliegt».

Wer hätte das gedacht? Eine PR-Agentur aus Zürich machte Werbung für die AfD, «wie *Spiegel*-Recherchen ergaben».

Wer hätte das gedacht? Italiens Behörden ermittelten gegen acht Schleperringe, wie die *Sonntagszeitung* mit «Recherchen in Palermo, Catania und Agrigento» belegt.

Drei Beispiele vom letzten Wochenende. Sie stehen für die zwei grossen Zauberwörter im Journalismus der Gegenwart. Das eine Zauberwort heisst «exklusiv». Das andere Zauberwort heisst «Recherche».

Aus der Kombination der beiden Zauberwörter ergibt sich das Bild, das die Medien am liebsten von sich selber zeichnen. Es ist das Bild der Watergate-Romantik. Mutige Journalisten recherchieren so lange der verborgenen Wahrheit nach, bis ihre Recherchen in eine exklusive Enthüllung münden.

Nun ist das Bild nicht nur romantisch. Es ist vielmehr der Spiegel einer traurigen ökonomischen Realität. Der Presse kommt zunehmend das Publikum abhanden.

Journalisten schreiben darum heute nicht mehr für ihre Leser. Sie schreiben stattdessen für die anderen Journalisten.

Wenn etwa die Journalisten des *Tages-Anzeigers* eine «exklusive TA-Recherche» anpreisen – und das tun sie rund hundertmal im Jahr –, dann ist das nur für die Journalisten, nicht aber die Leser interessant.

Den Lesern der Zeitung ist die Exklusivität egal. Sie brauchen keine marktschreierische Verpackung, weil sie ohnehin kein anderes Blatt lesen. Den Lesern aller anderen Zeitungen ist es erst recht egal, weil sie die tolle Enthüllung gar nicht mitbekommen. Praktisch niemand in Bern, Basel, Luzern und St. Gallen liest eine Zeitung aus Zürich, wie die Statistik zeigt.

Die Einzigen, die alle Zeitungen lesen, sind die Journalisten. Am nächsten Tag schreiben sie darum in ihren eigenen Blättern, was sie in den andern Blättern an Sensationen gefunden haben.

Sie schreiben dann, «wie der *Tages-Anzeiger* berichtet», dass die ETH das Studienfach Rätoromanisch streichen will. Sie schreiben, «wie der *Sonntagsblick* berichtet», dass Christophe Darbellay eine Geliebte schwängerte. Sie schreiben, «wie das *St. Galler Tagblatt* berichtet», dass ein Fussballtrainer verhaftet wurde. Sie schreiben, «wie die *Sonntagszeitung* be-



Zauberwort «Recherche».

richtet, dass neunzig Prozent der Flüchtlinge abtauchen. Die Beispiele sind ebenfalls alle aus letzter Woche.

Und manchmal zitieren auch «Tagesschau», «10 vor 10» oder «Mittagsjournal» die bedeutenden Beiträge der Blätter. Das ist dann so etwas wie die höhere Weihe, weil die elektronischen Medien bessere Publikumszahlen als die Presse vorweisen können.

Werbefilm der Luzerner Polizei

Für Redaktionen ist die Erwähnung in anderen Medien eines der letzten Erfolgserlebnisse. Die Erfolgserlebnisse bei den Auflagen, in der Personalrekrutierung und bei den Einnahmen sind schon lange vorbei.

Man kann den heutigen Journalisten darum nicht übelnehmen, dass sie vor dem Computer nicht mehr an ihre Leser, sondern an ihre Journalistenkollegen denken. Die Branche wird zunehmend selbstreferenziell, weil ihr die Resonanz von aussen ausgeht.

Manchmal endet das auch in ungewollter Komik. Mein bestes Beispiel vom letzten Wochenende ist die *Zentralschweiz am Sonntag*. Ihre harten Rechercheure fanden heraus, dass die Luzerner Polizei einen Werbefilm in eigener Sache dreht. Stolz vermeldete das Blatt: «Zehn Minuten dauert die Rohfassung, die unsere Zeitung exklusiv vorgeführt bekam.»

Das ist nun wirklich exklusiv.

Schwulenhochzeit

Von Beatrice Schlag — Gespräche mit Fremden.

Keiner der frisch Getrauten erwähnte den langen Weg zur Freiheit, die endlich auch Homosexuellen die Ehe zugesteht. Niemand sprach über jahrhundertlange Diskriminierung. Die beiden

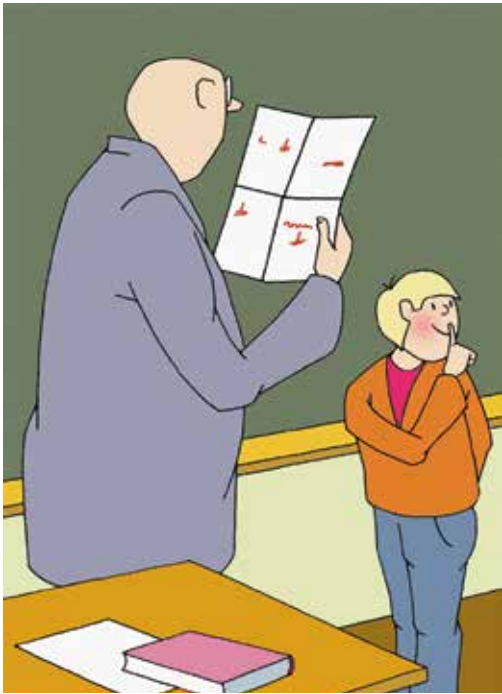


Männer, die da heirateten, waren pompösem Aufwand durchaus zugetan, aber für pompöse Worte hatten sie so wenig übrig wie die Festredner. Die erste Schwulenhochzeit, zu der ich eingeladen war, war nichts als ein Fest. Als Heterosexuelle verstehe ich zwar nicht wirklich, warum Lesben und Schwule so unbedingt Zugang zu einer Institution wollen, deren Erfolgsquote bei kläglichen 50 bis 60 Prozent liegt. Und weit darunter, wenn man die Paare abzieht, die sich aus finanziellen Gründen oder aus Angst vor dem Danach nicht scheiden lassen. Aber das denkt man mit einem Kopf, der nie dagegen anrennen musste, dass die Ehe verboten war, schlicht deswegen, weil die oder der Geliebte das falsche, nämlich gleiche Geschlecht hatte wie man selbst. Warum die Schweiz die Ehe unter Homosexuellen noch immer untersagt, ist ein unfrohes Rätsel in einem Land, das für vieles einen ziemlich freien Kopf hat.

Das Überraschendste an der Hochzeit waren die Unterhaltungen. Die meisten Gäste kannten einander nicht, weil die beiden Bräutigame aus verschiedenen Ländern stammten und ausserdem in noch anderen Ländern lange gearbeitet hatten. Es war ein vielfältiger, vielsprachiger Haufen Leute, im Schnitt vielleicht um die 45 Jahre alt. Man sass also meist (das Fest dauerte mehrere Tage, pompös, wie gesagt) neben Fremden. Kein Einziger war langweilig. Aus einem einfachen Grund: Die meisten der Hochzeitsgäste kamen nicht mit sechzehn irgendwann nach Hause und sagten: «Juhu, Mami, Papi, ich bin schwul.» Sie hatten jahrelange Geschichten von Verstellungen hinter sich. Sie hielten am Arbeitsplatz lange den Mund. Dementsprechend viel hatten sie über sich nachgedacht. «Alle Schwulen meiner Generation sind Schauspieler», sagte einer meiner Tischnachbarn, «es ist wie eine zweite Haut.» Sie hatten Lust, zu erzählen. Und sie fragten unbefangen genauso nach Privatem. Privatem, nicht Intimem. Keine Süffigkeiten, sondern wie man Dinge erlebt. Es war locker, nie trübf. Aber das Wort Smalltalk kam einem nie in den Sinn.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Informationsschreiben, die die Kinder von der Schule nach Hause bringen, auf Rechtschreibung und Grammatik hin kontrollieren, mit Rotstift korrigieren und den Lehrpersonen zurückgeben?

Thomas Reiner, Winterthur

Viele Menschen neigen zum Ausflippen, wenn sie einen Rechtschreibfehler entdecken. Ich rate zur Besonnenheit. Also nicht das Kind von der Schule nehmen oder eine Eltern-Demo vor der Schule organisieren. Diktieren Sie Ihrem Kind einen kurzen, freundlichen Text, in dem Sie auf die Fehler hinweisen. Das Kind unterschreibt und übergibt das Schreiben lächelnd und mit Unschuldsmiene der Schulleitung. Sie schlagen so zwei Fliegen mit einer Klappe: Das Kind hat etwas gelernt, und Sie sind fein raus. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ich gratuliere der *Weltwoche* zum Mut, nicht nur die Dinge, sondern auch mal die Personen beim Namen zu nennen!» *Arno Müller*

Jenseits von Gut und Böse

Nr. 36 – «Saboteure»; Zum Umgang der Parlamentarier mit der Masseneinwanderungsinitiative

Das Titelblatt mit den sogenannten «Saboteuren» der Demokratie ist jenseits von Gut und Böse. Da schäme ich mich dafür, eine solche Zeitung im Briefkasten zu haben. Das, was ihr den Saboteuren vorwerft, tut ihr gerade selber: Indem ihr Menschen mit anderen Meinungen und Vorschlägen zur Bewältigung der Krise nach der Masseneinwanderungsinitiative zu Saboteuren erklärt, sagt ihr selber an der Demokratie, als deren unumstrittene Verteidiger ihr euch gebärdet. Ich finde die gegenwärtigen Lösungsversuche auch nicht umwerfend, aber irgendwie müssen wir ja eine Lösung für die Zukunft finden, und da reicht es nicht, wenn man lediglich wie ein Mantra wiederholt, dass das Volk immer recht hat. Es gibt doch Abstimmungen, die man im Nachhinein als nicht so klug bewerten könnte (auch jene zum Brexit in Grossbritannien), und da gehört es einfach zur Demokratie, dass man sich das nochmals überlegen kann. Das Titelblatt verunglimpft gewählte Politiker als Totengräber der Demokratie, das ist schlechtesten Schmierfinkenstil und Rechthaberei der übelsten Sorte. Immerhin: Ihr habt ja einen Chefredaktor und ehemaligen Kollegen von mir, der das immer wieder vornimmt, auch im Parlament. Ich kündige das *Weltwoche*-Abo auf den nächstmöglichen Zeitpunkt und freue mich darauf, mich nicht mehr für Zeitungen schämen zu müssen, die in meinem Briefkasten landen.

Peter Spring, ehem. Leiter der «Tagesschau» SF DRS

Ich gratuliere der *Weltwoche* zum Mut, nicht nur die Dinge, sondern auch mal die Personen beim Namen zu nennen! Trotzdem – oder gerade deshalb – bin ich der Meinung, dass die «Ahnengalerie» auf der Titelseite exemplarisch und somit nicht unbedingt vollständig ist. Ich würde allen lieben Mitbürgern, denen unser demokratisches System und Staatsgebilde etwas bedeutet, empfehlen, diese Liste aufzubewahren. Sie gibt wertvolle Hinweise in Bezug auf kommende Wahlen.

Arno Müller, Kappel

Ich bin nicht SVPLer und habe nicht einmal für die Masseneinwanderungsinitiative gestimmt. Doch es ist erschütternd, zu erleben, wie in der Schweiz eine Handvoll Volks-Treter (von Volksvertretern kann offensichtlich nicht gesprochen werden) die direkte Demokratie aushebeln und Birchermüesli aus den Volksrechten machen kann. Wie in einer Bananenrepublik! Mir ist auch



«Exemplarisch»: *Weltwoche*-Titel.

aufgefallen, dass *NZZ* und *Tagi* schweigen beziehungsweise Jubelartikel («Eine Demütigung der SVP») publizieren, ganz so, als ob es Stimmvolk und Abstimmung gar nicht gegeben hätte. Es existieren zweifellos Fernsehbeiträge, in denen die genannten Personen behaupten, dass sie für eine möglichst wortgetreue Umsetzung der MEI sorgen wollten. Anhand davon könnte sich jeder die Lüge und den Betrug am Volk (nicht an der SVP) nochmals unmissverständlich vor Augen führen und erleben, wozu Politiker fähig sind. Ich bin besorgt und möchte mir die direkte Demokratie von der FDP nicht kaputt machen lassen. Ich habe der FDP geschrieben (weil ich früher oft FDP-Wähler war), dass sie auf einen Schlag an unserem Stammtisch vier oder fünf Wählerstimmen (für immer) verloren hat, und ihr meine Hoffnung mitgeteilt, sie möge die Quittung für die böse Tat erhalten.

G. G. (Name der Redaktion bekannt)

Es ist zu hoffen, dass die Sabotage am durch den Urnengang erhobenen Volkswillen nicht nur in der *Weltwoche*, sondern auch in den Parlamentsverhandlungen klar zum Ausdruck gebracht wird.

Isidor Bürgi, Frick

Grenzen und Prioritäten

Nr. 36 – «Kinderlosigkeit ist eine Krankheit»; Alex Reichmuth im Gespräch mit den Medizinprofessoren Clavien und Imthurn

Wie gut, gibt es nun die «Krankheit» Kinderlosigkeit im WHO-Register. Es mag ja sein,

dass psychophysische Ursachen für Kinderlosigkeit existieren. Aber wenn Frauen aus egozentrischen Gründen Kinder mit allen Mitteln bekommen wollen, dann instrumentalisieren sie andere und letztlich auch sich selber. Bei Kinderwunsch sollte Menschen in Not geholfen werden – ja, immer! Aber gibt es da nicht Grenzen beziehungsweise andere Prioritäten? Wie wäre es, wenn Ärzte und Politiker mit Verantwortungsgefühl die Not der Kinder linderten, die durch Krieg, Elend und Krankheiten elternlos geworden sind? Diesen Kindern weltweit zu helfen, das wäre wahre Linderung der Not: ihnen ein neues Heim und Schutz durch liebende Eltern zu geben, auch ohne Weitergabe der eigenen ach so tollen Gene.

*Dr. med. Harriet Keller-Wossidlo
FMH/CAS Medical Ethics, Aarau*

Bemerkenswerte Leistung

Nr. 36 – «Weltmeister der Nächstenliebe»;
Matthias Matussek über
Angela Merkel

Die Kritik von Herrn Matussek könnte man noch zuspitzen: Frau Merkel ruiniert die EU, sie ruiniert Deutschland, und sie ruiniert ihre eigene Partei: eine bemerkenswerte Leistung.

Hermann Schubart, Marburg (D)

Falsche Darstellung

Nr. 34 – «Kultur der Ausgrenzung»;
Rico Bandle über Schweizer Künstler

Im ansonsten sehr lesenswerten Artikel «Kultur der Ausgrenzung» behauptet der Autor, ich erhalte in der Schweiz «kaum mehr Aufträge». Diese Aussage ist falsch und rufschädigend. Richtig ist, dass ich von einigen Medien wie SRF oder *Tageswoche* vorsätzlich diskriminiert werde, indem man explizit über mich nicht mehr berichtet. Wäre die Schweiz mein Arbeitsmittelpunkt, wäre dieser mediale Boykott meiner Person und meiner Leistungen eine existenzielle Bedrohung. Zum Glück ist dies nicht der Fall: Im Mai wurde die zweite von mir produzierte CD mit der deutsch-iranischen Sängerin Jasmin Tabatabai in Deutschland veröffentlicht und wird von Kritik und Publikum hoch gelobt (die erste gewann einen Echo Jazz). Wir waren beim «Morgenmagazin» und bei «Volle Kanne» (ZDF) zu sehen, werden am 19. September in der Kultursendung «Westart live» (WDR) auftreten und spielen an den renommiertesten deutschen Festivals. Der Autor hält mir zudem vor, ich würde «mit Übereifer öffentlich Jagd auf vermeintliche Antisemiten» machen. Auch dies ist falsch. Ich habe den Komiker Massimo Rocchi angezeigt, der in der SRF-Sendung «Sternstunde Philosophie» Juden als Zinswucherer diffamierte, um danach mit leuchtenden Augen sei-

ne Bewunderung für Clown Grock, den von Adolf Hitler verehrten Nazi-Kollaborateur, zum Ausdruck zu bringen: «Dreimal durfte er für den Führer spielen!» (Vor Adolf Hitler aufzutreten, ist für den vermeintlichen Nicht-Antisemiten Rocchi offensichtlich eine Auszeichnung). Die Zürcher Staatsanwaltschaft hat meiner Klage stattgegeben, und *Woz*-Autor Rolf Bossart, der als Einziger die Rocchi-Sendung unmittelbar nach der Ausstrahlung thematisierte (lange bevor meine Anzeige bekannt wurde), brachte es auf den Punkt: «Besser als Massimo Rocchi kann man nicht ausplaudern, worin das Spezifische im heutigen Antisemitismus besteht.»

David Klein, Musiker, Basel

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Diesen Sommer und Herbst fahren Sie für je nur 10 Franken auf 35 der schönsten Berge der Schweiz. Vorausgesetzt, Sie sind UBS-Kunde. Wie einfach Sie das werden und alles Weitere zur UBS-Bergaktion erfahren Sie in jeder UBS-Geschäftsstelle oder auf ubs.com/bergaktion

UBS – Partner von
Schweiz Tourismus





Hochkonjunktur für Hoteliers: afrikanische Zuwanderer vor einer Billigunterkunft in Piacenza.

Italiens Geschäft mit den Migranten

In Italien sammeln sich Tausende Zuwanderer, die an der Schweizer Grenze zurückgewiesen wurden. Wer nicht unter freiem Himmel schläft, kommt in Absteigen unter. Der italienische Staat zahlt dafür eine Tagespauschale – ein Riesengeschäft, von dem auch die Mafia profitiert. *Von Kurt Pelda*

Der Regionalexpress von Milano Centrale nach Bellinzona hält lange an der Grenzstation Chiasso. Beamte des Grenzwachtkorps (GWK) durchsuchen den Zug und holen nach und nach vier Schwarzafrikaner heraus. Sie werden in den sogenannten Wartesaal geführt, wo man die jungen Männer durchsucht und ihnen die Fingerabdrücke abnimmt. Wer ohne Papiere und Visum einreist und nicht um Asyl nachfragt, wird schnell wieder nach Italien abgeschoben. Ebenso verfährt das Grenzwachtkorps mit Migranten, die angeben, die Schweiz nur für die Weiterfahrt nach Deutschland oder Nordeuropa durchqueren zu wollen.

Etwas länger dauert es bei jenen Ankömmlingen, deren Fingerabdrücke erst im Aufnahmезentrum des Staatssekretariats für Migration (SEM) mit der europäischen Datenbank Eurodac verglichen werden. Wer mit seinen Abdrücke darin schon verzeichnet ist, kann kein Asylgesuch

in der Schweiz stellen, sondern wird gemäss Dublin-Abkommen in jenen Staat zurückgeführt, in dem die Person zuerst registriert worden ist. In Chiasso ist das in der Regel Italien.

500 Euro für die Fahrt nach Zürich

Die meisten Migranten versuchen nach wie vor, mit dem Zug aus Mailand ins Tessin einzureisen. An der Bahnlinie sind die Kontrollen des GWK denn auch am intensivsten. Ganz anders sieht es bei den Fernbussen aus, die vom Mailänder Busbahnhof Lampugnano aus in Richtung Zürich starten. Sie werden weniger oft kontrolliert, weil die Busgesellschaften die Reisenden beim Einsteigen in Mailand überprüfen, ob sie gültige Papiere besitzen. Fälschungen können die Busangestellten allerdings kaum erkennen.

Die 18-jährige Iman aus der äthiopischen Region Oromia ist eine der Migrantinnen, die in

Chiasso aus dem Zug geholt wurden. Sie hatte ihre Fingerabdrücke schon in Italien abgegeben, und das erkannten die Schweizer Beamten in Chiasso ziemlich rasch. An der Grenze wurde sie daher den italienischen Zöllnern übergeben. «Die waren viel netter zu mir als die Schweizer Polizisten, die mich äusserst unhöflich und grob behandelten», erzählt Iman in der Parkanlage unterhalb des Comer Bahnhofs San Giovanni. Der Park befindet sich nur wenige Autominuten von der Grenze entfernt. Hier und auf den Perrons und in den Vorhallen des Bahnhofs haben sich mehrere hundert afrikanische Migranten niedergelassen, zum Teil betreut von italienischen Helfern. Diese verteilen Essen, Decken und Zelte. Derzeit stammen die meisten der hier gestrandeten Migranten wie Iman aus Oromia. Trotz der Wegweisung will die junge Frau ihr Glück nochmals versuchen, denn sie hat Bekannte in

der Schweiz. Sie könne jetzt nicht aufgeben, notfalls werde sie zu Fuss über die Berge wandern. Fotografieren lassen will sich Iman nicht, es sei denn, sie werde gut bezahlt dafür. Das Geld brauche sie für die Schlepper.

Gleich nebenan beschwert sich ein rassistischer italienischer Taxifahrer über die ungebetenen Gäste aus Afrika. Interessant an ihm ist, dass er vor langer Zeit selber Schlepper war und dafür sechs Jahre im Gefängnis absitzen musste. Er schmuggelte die Leute in die Schweiz und ins österreichische Innsbruck, damals hauptsächlich Kurden und Pakistaner. Heute koste die Fahrt nach Zürich etwa 500 Euro, wenn man einen zuverlässigen Schlepper damit beauftrage, sagt der Mann. Niemand weiss, wie hoch die Erfolgsquote des GWK an der Schweizer Südgrenze ist beziehungsweise wie viele Migranten es schaffen, die Grenze illegal zu überqueren und unterzutauchen oder weiter nach Deutschland zu reisen.

Schleuser, Prostitution und Drogen

Asiaten – und vor allem Flüchtlinge aus Syrien – sind selten geworden in Chiasso und der angrenzenden Lombardei. Unter den rund 125 000 Migranten, die in diesem Jahr von Nordafrika nach in Italien kamen, waren nur wenige hundert echte Flüchtlinge aus Syrien. Mehr als 46 Prozent stammten dagegen aus den afrikanischen Staaten Nigeria, Eritrea, Gambia und der Elfenbeinküste. Wer sich mit diesen Leuten schon in Nordafrika oder in Italien ausserhalb der Asylzentren unterhält, hört nur selten etwas von politischer Verfolgung oder Krieg – also echten Gründen für eine Asylgewährung.

Der 40-jährige Hassan aus Marokko erzählt in Mailand bei einem Bier, dass er bei seiner ersten Ankunft in der Schweiz im Empfangszentrum von Basel gesagt habe, die Schweiz sei doch ein humanitäres Land und werde ihn wohl nicht in der Winterkälte stehen lassen. Hassan hatte Schlepfern insgesamt 6000 Euro für die illegale Reise von Marokko bis zur italienischen Insel Lampedusa bezahlt. In der Schweiz erhielt er zuerst eine befristete N-Bewilligung, doch dann fanden die Behörden heraus, dass seine Fingerabdrücke schon in Italien registriert worden waren. Hassan wurde vor die Wahl gestellt, freiwillig mit einem Flugticket nach Mailand zu fliegen oder aber gewaltsam abgeschoben zu werden. Er ging lieber freiwillig, versuchte aber kurze Zeit später wieder, in die Schweiz zu gelangen. Im Moment ist er gerade mit dem insgesamt sechsten Einreiseversuch beschäftigt. Er behauptet, im Kanton Aargau einen inzwischen fünfjährigen Sohn namens Davide zu haben, den er aber in seinem ganzen Leben erst einmal zu Gesicht bekommen habe.

Natürlich verdient die Schleusermafia gut an den Migranten, auch wenn sich viele von ihnen in Italien selbständig auf die Weiterreise



Weiter nach Apulien: Bahnhof in Como.

in die Schweiz und andere «angenehmere» Asylstaaten aufmachen. Es wäre jedoch ein grosser Irrtum, zu glauben, dass die Schlepperei das einzige Geschäft ist, das sich mit den Migranten machen lässt. Einen Teil der in Chiasso nach Como abgeschobenen Migranten verfrachten die italienischen Behörden mit

Flüchtlinge aus Syrien sind selten geworden in Chiasso und der angrenzenden Lombardei.

Autobussen nach Apulien, der Heimat der örtlichen Mafia Sacra Corona Unita. Private, angeblich «gemeinnützige Organisationen ohne Gewinnabsicht» – im Italienischen unter der Abkürzung Onlus bekannt – können sich mit der Beherbergung von Migranten eine goldene Nase verdienen. Für die Mafia hat dies den Vorteil, dass sie nicht nur an den Beherbergungskosten mitverdient, sondern die Migranten gleich noch als Tagelöhner in der Landwirtschaft, als Prostituierte und als Strassenverkäufer von Drogen missbrauchen und ausbeuten kann, erzählt Fouad, ein nordafrikanischer Migrant. Er besitzt inzwischen einen italienischen Pass und hat ein- einhalb Jahre als Übersetzer in einigermaßen dubiosen Migrantenunterkünften in Süditalien gearbeitet. «Hinter welcher Onlus jeweils das organisierte Verbrechen steht, ist schwierig zu sagen», erzählt der junge Mann, «aber es ist klar, dass die Mafia von der Beherbergung und den damit zusammenhängenden Aktivitäten profitiert.»

Kernpunkt des Geschäfts ist die Tagespauschale von rund 35 Euro, die der Staat den Herbergen pro Tag und Migrant über ein kompliziertes und korruptionsanfälliges System ausbezahlt. Davon sind 2 Euro 50 pro Tag als Taschengeld reserviert, doch kann sich die Auszahlung an die Migranten manchmal um Monate verzögern, wie Fouad aus eigener Erfahrung weiss. Die Migranten, die meisten von ihnen Afrikaner, würden zum Beispiel in her-

untergekommenen Pensionen untergebracht, wo sie dann ein Bett und drei Mahlzeiten pro Tag erhielten. Ansonsten seien die Menschen sich selbst überlassen. Die Langeweile und die Notwendigkeit, sich für die Weiterreise nach Norden Geld zu beschaffen, würden viele von ihnen in die Arme der Mafia treiben – sei es als Prostituierte oder als Drogenverkäufer. In den Herbergen, in denen er tätig gewesen sei, hätten sich etwa 80 Prozent der tunesischen Migranten ein Zubrot verdient, indem sie mit Drogen handelten, betont Fouad.

Ein Milliardengeschäft

«Obwohl die Migranten ordentlich registriert werden, habe ich immer wieder erlebt, dass dies ohne Abnahme der Fingerabdrücke geschieht», erzählt der ehemalige Übersetzer weiter. Die Absicht dahinter ist klar: Der italienische Staat ermöglicht es den Migranten, in anderen europäischen Ländern Asyl zu beantragen. Man will die Leute möglichst einfach wieder loswerden. Damit eine Unterkunft die Beherbergungspauschale von 35 Euro erhält, müssen täglich eigens dafür vorgesehene Formulare ausgefüllt werden. Die Herbergsverantwortlichen haben dafür zu sorgen, dass jeder Migrant für jede Übernachtung mit seiner Unterschrift bürgt. Danach werden die Formulare an die örtliche Präfektur weitergeleitet, wobei das Geld erst überwiesen wird, wenn der Präfekt ebenfalls unterschrieben hat.

«Ich habe selbst oft die Unterschriften von Migranten gefälscht», gibt Fouad zu. «Es gibt auch eine ganze Reihe Geistermigranten, die nur auf diesen Formularen, nicht aber in Wirklichkeit existieren – und für welche die zuständige «gemeinnützige Organisation ohne Gewinnabsicht» dann trotzdem die Tagespauschale einstreicht.» Wie zum Beweis zeigt Fouad die Kopie eines solchen Formulars, auf

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Masseneinwanderung**
Unbürokratische
Lösungen gefragt
- **AHVplus**
Milliarden würden
sinnlos verschleudert
- **Grüne Wirtschaft**
Tausende Arbeits-
plätze in Gefahr

www.gewerbezeitung.ch

«Wir können sie nicht einsperren»

Der Bürgermeister von Como, Mario Lucini, sagt, was er von den Schweizer Behörden hält, und bestätigt ein dubioses Mafia-Geschäft mit Migranten. *Von Alessandro Massaro*



«Sie wollen in den Norden»: Politiker Lucini.

Beim Bahnhof San Giovanni, wo seit Monaten Hunderte von Migranten biwakieren, liegt der Palazzo Cernezzi, der Sitz der Gemeindeverwaltung, im Herzen der idyllischen Altstadt von Como. Hier arbeitet Mario Lucini. Der studierte Geologe ist seit 2012 Bürgermeister der norditalienischen Kleinstadt, aber zurzeit sieht er sich mit der grössten Herausforderung seiner Amtszeit konfrontiert. Anzeichen, dass sich die Lage bald entspannen könnte, gibt es nicht.

Herr Lucini, in den letzten Tagen hat sich die Situation mit den Migranten weiter verschlimmert. Welche Massnahmen haben Sie ergriffen?

Das Phänomen hat sich Anfang Juli manifestiert, mit 100 bis 150 Migranten. Die Präfektur hat sofort die Gemeinde Como angewiesen, die Hilfe der gemeinnützigen Organisationen und der Bürger zu leiten. Als Anfang August die Zahl der Migranten auf mehr als 500 Personen stieg, war es unumgänglich, dass der Staat sich um die Situation kümmert. Dennoch haben wir uns weiter um die Migranten gekümmert, weil es das Richtige ist. Nichtsdestotrotz handelt es sich um ein Problem, das auf nationaler Ebene behandelt werden sollte.

Was hat der Staat unternommen?

Nach längeren Diskussionen mit dem Innenministerium wurde eine Containersiedlung in Betracht gezogen. Es wurde ein Areal ausgesucht, das von der Gemeinde zur Verfügung gestellt wird. Im Moment werden die Container geliefert, die zeitweise 300 Migranten ein Dach über dem Kopf bieten. Es wird eine Sperrstunde von 22.30 bis 8.30 Uhr geben. Die Migranten müssen rechtzeitig zurück sein, denn später kommt bis zum nächsten Morgen niemand mehr hinein oder heraus.

Was passiert mit Migranten, die nach der Sperrstunde kommen? Werden sie zurück in den Park gehen?

Nein, es werden keine Migranten mehr im Park toleriert. Diese Personen werden voraussichtlich frei in der Stadt zirkulieren. Wir müssen noch schauen, wie genau wir das organisieren wollen.

Wie garantieren Sie den Bürgern Sicherheit?

Die meisten Migranten sind sehr friedlich. Aber wie sollen wir für totale Sicherheit bei frei herumlaufenden Personen sorgen? Wir können sie nicht einsperren.

Was passiert mit den Migranten, die keinen Platz in der Containersiedlung finden?

In den letzten Tagen hat sich die Zahl der Migranten auf etwa 300 eingependelt. Der Rest muss begreifen, dass sie nicht bleiben können. Sie werden an andere Orte gebracht.

Wie gehen Sie mit jenen um, die nicht in die provisorische Siedlung ziehen wollen?

Wir sind überzeugt, dass sie einsichtig sein werden, wenn man ihnen die Situation genau erklärt.

Hätten Sie ein anderes Vorgehen der Schweizer Behörden, insbesondere der Grenzwa- che, bevorzugt?

Ich weiss, dass viele Personen bis zu vier Mal zurückgewiesen wurden und dann beim fünften Mal schliesslich in die Schweiz gelassen wurden. Demnach ist die Vorgehensweise der Schweizer Behörden etwas unverständlich. Ein Abkommen mit den Schweizern, das zumindest Personen mit Anspruch auf Schutz, wie etwa Eritreern, Durchgang gewährt hätte, wäre für uns in Como sicher besser gewesen. Aber das wäre nicht nur problematisch für die Schweiz, sondern auch für Deutschland. Denn in den meisten Fällen wollen diese Personen weder einen Asylantrag in Italien noch in der Schweiz stellen. Sie wollen in den Norden. Man muss aber ganz klar sagen, dass viele Migranten die Grenze überqueren konnten. Die Grenze war sicherlich zu keiner Zeit geschlossen.

Personen und Organisationen, die Asylsuchende beherbergen, werden vom Staat unterstützt. Inwiefern?

Der Staat zahlt für jeden Asylsuchenden 35 Euro am Tag. Damit werden die Verpflegung, ein Italienischkurs und ein allgemeiner Informationskurs finanziert. Der Migrant selber bekommt lediglich €2.50 als Taschengeld, um sich beispielsweise Zigaretten kaufen zu können.

Laut einem Gerücht verdient sich die Mafia mit dieser Unterstützung eine goldene Nase. Angeblich greift sie Migranten auf und kassiert die 35 Euro, während die Flüchtlinge unter unmenschlichen Umständen leben müssen.

Bereits vor zwei Jahren wurden in Rom einige Individuen wegen solcher Machenschaften verhaftet. Wenn man Migranten mit betrügerischen Intentionen aufgreift, ihnen nichts zu essen gibt und ihnen keine Kleider kauft, sondern die 35 Euro in die eigene Tasche steckt, kann man viel Geld machen. Es gibt Gruppen, die von solchen Handlungen profitieren. Sie kaufen eigens Gebäude, um dort Migranten unterzubringen.

Wird etwas dagegen unternommen?

Nach den Vorfällen in Rom gab es eine Untersuchung. Es wird inzwischen genauer hingeschaut, damit das Geld für Italienischkurse, Verpflegung und andere notwendige Dinge für Asylsuchende ausgegeben wird und nicht in der Tasche von Betrügern landet. ○



Weniger Kontrollen: Mailand im August 2016.

dem die Übernachtungen von sechzehn Migranten in der Südprovinz Avellino verzeichnet sind. Die meisten Unterschriften der Beherbergten – das sieht selbst der Laie – gleichen sich auf merkwürdige Weise. Erleichtert werden solche betrügerischen Machenschaften dadurch, dass es oft sehr lange dauert, bis die Migranten eine provisorische Aufenthaltbewilligung und damit eine Registrierungsnummer erhalten. Im konkreten Fall hatten von den sechzehn aufgeführten Westafrikanern nur deren elf reguläre Aufenthaltstitel.

Das Geschäft mit den Übernachtungspauschalen hat inzwischen die Milliardenengrenze überschritten. Der anhaltende Zustrom übers Mittelmeer lässt die durchschnittliche Zahl der in Italien beherbergten Migranten stetig steigen. Waren es im März 2015 laut Angaben des Innenministeriums noch rund 66 000 Menschen, so wurden ein Jahr später bereits 111 000 beherbergte Migranten gezählt, ein Anstieg um fast 70 Prozent. Neuere Zahlen fehlen noch. Hochgerechnet auf das ganze Jahr, ergibt das geschätzte Kosten von knapp 1,6 Milliarden Franken – nicht gerade ein Pappenstiel.

Um uns eine solche Unterkunft anzusehen, fahren wir in der Nacht nach Piacenza, einer kleinen Stadt in der Nähe von Mailand. Auf dem Weg zu einem Hotel, das jetzt zu einer Migrantenherberge umfunktioniert ist, treffen wir einen Tunesier, der gerade mit dem Velo Drogen zur Kundschaft bringt. Vor dem Hotel – es ist laut der Rezeptionistin vollständig ausgebucht – sitzen rund zwei Dutzend Afrikaner, die meisten von ihnen aus Mali. Einer von ihnen leidet unter einer geschwellenen Backe, als ob er permanent einen Golfball im Mund hätte. Ärztliche Versorgung gebe es für ihn nicht, sagt der junge Mann, nur wenn

das Leben bedroht sei. Sie erhielten dreimal täglich zu essen, am Morgen Milch und Brot, die anderen Mahlzeiten bestünden aus Pasta, erzählen die Afrikaner. Das Essen sei okay, wenn auch etwas eintönig.

Bei den Zimmern handelt es sich um normale Hotelzimmer, allerdings stehen statt wie gewöhnlich zwei Betten jetzt zwei Kajütenbetten und ein Einzelbett zur Verfügung. Jeder Raum kann also bis zu fünf Personen aufnehmen. Es ist kein Luxus, aber immer noch viel besser als viele Asylunterkünfte in der Schweiz. Interessant für den Hotelbesitzer ist aber vor

Die meisten Unterschriften der Beherbergten gleichen sich auf merkwürdige Weise.

allem folgende Überschlagsrechnung: Ein Zweibettzimmer kostet bei ihm gewöhnlich umgerechnet 100 Franken pro Nacht. Es wirkt höchst unwahrscheinlich, dass er bei normalen Verhältnissen mehr als fünf Zimmer pro Nacht an Touristen oder Geschäftsreisende vermieten könnte. Mit den Migranten ist das Hotel aber konstant ausgebucht, mit etwa 100 Afrikanern, aufgeteilt auf 26 Zimmer. Statt eines Bruttoerlöses von vielleicht 500 Franken pro Tag mit Touristen und Geschäftsreisenden nimmt der Hotelier jetzt geschätzte 3600 Franken ein – nach Abzug des Taschengelds für die Migranten. Das ist ein Bombengeschäft. Offen bleibt dabei, wer an den in der Umgebung umgesetzten Drogen und den drei schwarzafrikanischen Prostituierten mitverdient, die nur wenige Fussminuten entfernt an einem Verkehrskreisel in der Dunkelheit auf Kundschaft warten. ○

Justiz

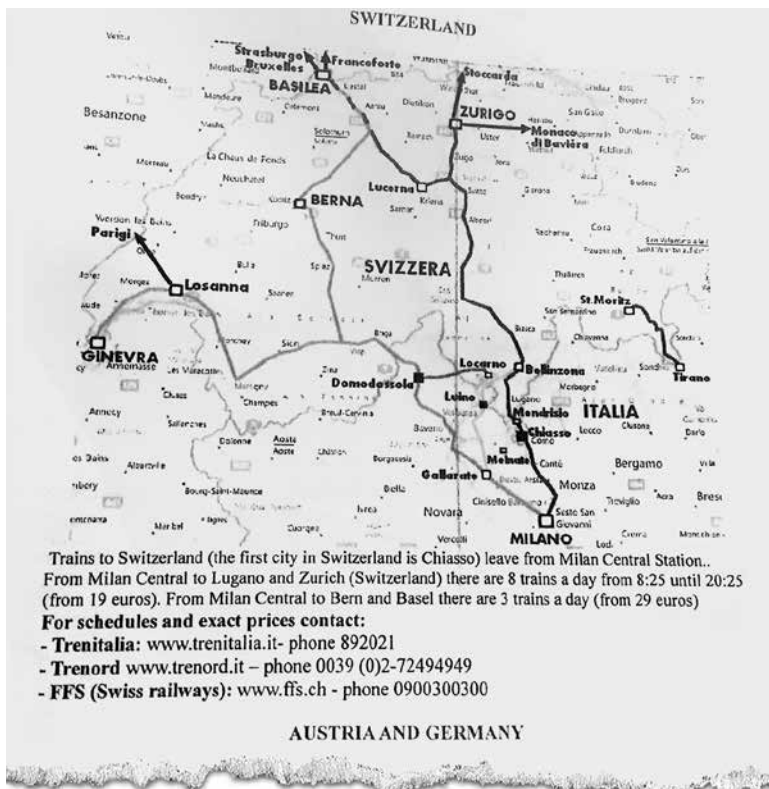
Höhere Strafen

Terroristen werden nicht lange genug weggesperrt. Die Schweiz braucht ein Anti-Terror-Gesetz.

Im März wurde es als grosser Erfolg der Bundesanwaltschaft gefeiert: Das Bundesstrafgericht in Bellinzona verurteilte drei Angehörige einer Schweizer Terrorzelle des Islamischen Staats (IS) zu Haftstrafen zwischen 41 und 56 Monaten. Heute steht die Justiz dagegen vor einem Scherbenhaufen. Der Iraker Wesam A. aus dem Aargauer Städtchen Baden musste nach einem Entscheid des Bundesgerichts auf freien Fuss gesetzt werden, obwohl ihn die Behörden als eine Gefahr für die Sicherheit der Schweiz ansehen. Der Iraker war wegen guter Führung vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen worden, worauf das Bundesamt für Polizei Ausschaffungshaft anordnete. Das war aber laut Bundesgericht nicht gerechtfertigt. Ob der Mann trotzdem ausgewiesen wird, steht derzeit noch in den Sternen.

Die beiden weiteren Mitglieder der Terrorzelle, ebenfalls Iraker, könnten schon im kommenden Frühling aus der Haft entlassen werden. Damit steht die Schweiz vor einem Problem, das sich die Politiker selbst eingebrockt haben: Es ist nämlich nicht der Fehler der Justiz, bestehendes Recht anzuwenden. Mutmasslichen Terroristen droht in der Schweiz nun einmal eine Maximalstrafe von bloss fünf Jahren Haft für Beteiligung oder Unterstützung von IS, al-Qaida oder einer anderen kriminellen Organisation. Für weitere Straftaten riskieren sie zusätzlich maximal die Hälfte der Hauptstrafe, also im Extremfall nochmals zweieinhalb Jahre. Tatsächlich hatte die Bundesanwaltschaft im Prozess für Wesam A. und den Anführer der IS-Terrorzelle die Höchststrafe von 7,5 Jahren gefordert, doch das Bundesstrafgericht folgte diesem Antrag bekanntlich nicht.

Not tut deshalb ein Anti-Terror-Gesetz, das für die Unterstützung von Bewegungen wie dem IS oder al-Qaida Mindeststrafen vorschreibt: zum Beispiel im Minimum fünf Jahre Haft für die Unterstützung einer Terrororganisation und fünfzehn Jahre für die Beteiligung daran. Zum Vergleich: Vor kurzem hat das Bundesstrafgericht einen Möchtegern-Dschihadisten aus Winterthur wegen Unterstützung des IS zu einer bedingten Haftstrafe von 18 Monaten verurteilt. *Kurt Pelda*



Trains to Switzerland (the first city in Switzerland is Chiasso) leave from Milan Central Station.. From Milan Central to Lugano and Zurich (Switzerland) there are 8 trains a day from 8:25 until 20:25 (from 19 euros). From Milan Central to Bern and Basel there are 3 trains a day (from 29 euros)

For schedules and exact prices contact:

- **Trenitalia:** www.trenitalia.it - phone 892021
- **Trenord:** www.trenord.it - phone 0039 (0)2-7249494
- **FFS (Swiss railways):** www.ffs.ch - phone 0900300300

AUSTRIA AND GERMANY

Routen und Kontakte: Ausrisse aus Migrantenhandbuch.

Once you have formalized your application for asylum, you will be granted a 'permit or stay as an asylum seeker' valid for 6 months. With this permit, you have the right to work after 2 months of continuous stay in Italy. Remember that it is everyone's right to apply for international protection (political asylum) and you can do so by the 'manifestazione di volontà' (expressing of your wish), which means saying or writing (in a language you know) that you wish to claim political asylum. When you apply for international protection, you need to explain briefly why you are in danger in your country. Read CHAPTER 5 and FACT SHEET n. 2.

INFORMATION ABOUT THE EUROPEAN AGENCY FRONTEX

Frontex is the European Agency in charge of border control. The European Union is increasing funds for this agency and in the coming months many members of Frontex will be sent to Italy and especially to Sicily, where new centres called 'hotspots' will be opened where many migrants will be settled. Here migrants arriving in Italy are likely to be divided into those who will have the chance to ask for international protection (political asylum), and those unable to apply for asylum and being detained, expelled or forced to remain in Italy without a regular residence permit. You should be aware that the main purpose of Frontex is not to protect human rights, but to patrol and surveil European and non-European maritime and land borders. Under the new European guidelines Frontex members will be increasingly present at the landing sites of migrants (especially in Sicily) and newly arrived migrants will be questioned more frequently to decide whether to consider them as 'asylum seekers' or 'economic migrants'. They also try to understand movements of migration better through those interviews, with the goal of increasing border controls and militarisation. **Frontex is not there to help you and is not an NGO but a police agency. If you talk to Frontex agents, remember that they will communicate what you told them to the Italian police and to the police of other European countries.**



FRONTEX

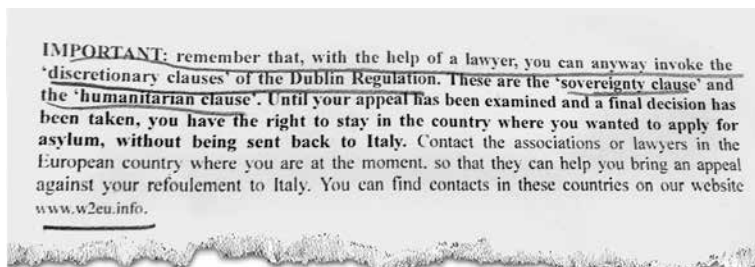
IMPORTANT! The Italian police and members of the European agencies (such as

Willkommen in Europa

Ein Asyl-Reiseführer von Menschenrechtsaktivisten zeigt Wirtschaftsmigranten auf, wie sie die Behörden austricksen können. Auch deshalb wird der Zustrom von «Flüchtlingen» immer grösser. *Von Hubert Mooser*

Für die Tessiner Grenzwächter war es ein unerwarteter und aufschlussreicher Fund: Als sie vor rund drei Wochen einen Somalier bei der illegalen Einreise stoppten, führte dieser eine Art Handbuch mit sich, das detailliert aufzeigt, wie man es anstellen muss, damit man in Europa schnell Asyl bekommt. Das Manual trägt den Titel «Welcome to Italy and Europe» und richtet sich an alle Asylsuchenden, die in Süditalien anlanden. Verfasst haben ihn Aktivistinnen des afrikanisch-europäischen Netzwerkes «Welcome to Europe», einer Art Dachverband von Organisationen, die sich den Asylregeln widersetzen.

Im Tessin, wo die Zahl klandestiner Grenzübertritte in den Sommermonaten sprunghaft angestiegen ist, ist man über diese Form der Solidarität mit Asylsuchenden nicht besonders erfreut. «Es ist unbestritten, dass Flüchtlinge Hilfe brauchen», sagt der Tessiner Nationalrat Marco Romano (CVP). «Aber eine solche Anleitung ist sicher nicht der richtige Weg. Sie öffnet der illegalen Migration nur ein weiteres Tor.» Ein solches Manual verleite doch Migranten ohne Asylanspruch dazu, illegal einzuwandern, indem man ihnen Routen und Helfer vermittele. «Sie schaden damit jenen, die wirklich Schutz vor Verfolgung brauchen – weil



Wie man die Regeln des Dublin-Abkommens aushebelt.

sie mit ihren Aktivitäten auch eine härtere Gangart im Asylbereich provozieren», betont der Tessiner Politiker.

Das fast fünfzig Seiten umfassende Papier ist aber vor allem ein weiteres Zeugnis davon, wie Menschenrechtsaktivisten mithilfe, dass der Zustrom an Flüchtlingen immer grösser wird. Es ist eine Art exklusiver Reiseführer für Asylsuchende aus Afrika, die über Italien ins gelobte Europa einreisen wollen. Auffallend: Von der ersten bis zur letzten Seite werden darin den Migranten ihre Rechte durch ständiges Wiederholen fast eingetrichtert. Über Pflichten steht kaum ein Wort. Der Grundtenor ist ebenso klar wie tendenziös: Die böse Grenzschutzpolizei will den angeblichen Opfern von Repression und Verfolgung keine Hilfe bieten.

Sobald man einen Fuss auf europäischen Boden setze, habe man aber das Recht auf Schutz vor Verfolgung und das Recht auf Asyl. Jeder habe das Recht, nicht in ein Land zurückgeschickt zu werden, in dem er aufgrund der Rasse,

des Geschlechts, der Nationalität, der Religion oder der Politik verfolgt oder diskriminiert werde. Wer ein Asylgesuch stelle, habe überdies das Recht auf medizinische Versorgung, saubere Kleider, Nahrungsmittel, auf Gratisanwälte, auf Familiennachzug, auf angemessene Wohnräume.

Tipps gegen die Polizei

Gegen die europäische Grenzschutzpolizei Frontex wird im Manual Misstrauen gesät und Stimmung gemacht, obwohl Frontex nachweislich Tausende von Bootsflüchtlingen vor dem Ertrinken im Mittelmeer rettete. Wenn man um Asyl ersuche, solle man bei der ersten Befragung kurz und bündig darlegen, weshalb man das Asylgesuch stelle, raten die

Menschenrechtsaktivisten in ihrem Papier und warnen gleichzeitig: Die Beamten von Frontex und Europol würden bei der Befragung Tricks anwenden, um die Ankommenden als Wirtschaftsflüchtlinge zu entlarven und wieder abzuschieben (was die Schengen-Staaten von der Behörde auch erwarten).

Eindringlich werden die Asylanten deshalb auf solche Situationen im Reiseführer vorbereitet: Wenn man auf die Frage eines Beamten, warum man nach Italien gekommen sei, antworte: «Zum Arbeiten», verwirke man damit das Recht auf Asyl. Armut, wirtschaftliche Probleme und die Suche nach einem Job seien kein Asylgrund. Die Asylanten werden stattdessen angehalten, sich früh eine glaubwürdige Geschichte zu ihrem Schicksal auszudenken und sich diese gut zu merken, das erhöhe die Chance auf Asyl. Überhaupt solle man sich von den Polizeibeamten nicht einschüchtern lassen. Diese würden Flüchtlingen beim Anlanden häufig drohen, sie hätten kein Recht auf Asyl, wird im Manual behauptet. Dies stimme nicht. Jeder habe das Recht, ein Asylgesuch einzureichen.

Und weiter: Frontex sei keine Organisation, die Migranten helfen wolle. Das Hauptziel der Grenzbehörde sei der Schutz der europäischen Wasser- und Landgrenzen und nicht der Schutz der Menschenrechte. Man solle aufpassen, was man gegenüber dieser Polizeitruppe sage, weil Frontex alle europäischen Dienststellen darüber informiere.

Es gibt auch Tipps für die Einreise über die Balkanroute auf dem Landweg, via Seeweg von Griechenland nach Italien oder von Afrika nach Italien. Zum Beispiel: Komme man auf dem Landweg nach Italien, solle man sich sofort (ob bei legaler oder illegaler Einreise, wird nicht präzisiert) in eine grössere Stadt begeben und dort im Polizeihauptquartier ein Asylgesuch einreichen. Werde man unterwegs aufgegriffen, könne es helfen, wenn man auf ein Stück Papier in Grossbuchstaben schreibe «Chiedo asilo» («Ich ersuche um Asyl») und einen Rechtsbeistand verlange.

Grosse Bahnhöfe meiden

Und wie kommt man von Italien in den Norden Europas? Auch dazu gibt der Asyl-Reiseführer Auskunft. Die grossen Bahnhöfe wie zum Beispiel Milano Centrale solle man besser meiden, heisst es darin. Dort würden Bahnpolizisten regelmässig Reisende kontrollieren. Empfohlen werden kleinere Bahnhöfe, wo internationale Züge ebenfalls halten würden.

Weiter findet man eine Beschreibung samt Skizzen, wie man als Asylsuchender per Bahn in oder durch die Schweiz gelangt. Zwischen Mailand und Lugano beziehungsweise Zürich verkehrten täglich zwischen 8.25 und 20.25 Uhr acht Züge, laut dem Asyl-Reiseführer bekommt man die Tickets für 19 Euro. Für die Route Mailand–Bern–Basel gebe es täglich drei Züge und die Tickets zum Preis von 29 Euro. Ob es

tatsächlich derart günstige Verbindungen gibt von Mailand nach Zürich, ist allerdings nicht klar. Ähnliche Informationen sind für Verbindungen nach Frankreich, Deutschland und Österreich aufgeführt. Gleichzeitig wird auf Busse ab Rom und Mailand nach Marseille, Wien, Paris und Zürich verwiesen.

Es gibt Hinweise, wie man die Regeln des Dublin-Abkommens aushebeln kann, damit man bei der Einreise in die Schweiz zum Beispiel nicht sofort wieder ins Erstasyland Italien zurückgeschickt wird, wie es das Dubliner Asylabkommen vorsieht. Mit der Hilfe eines Rechtsanwaltes könne man die Härtefallklausel Artikel 17 im Regelwerk Dublin III anrufen und so die Abschiebung verhindern. Demnach können die Mitgliedstaaten aus humanitären Gründen von den Zuständigkeitskriterien (Erstasyland-Regelung) abweichen, um Familienangehörige, Verwandte oder Personen jeder anderen verwandtschaftlichen Beziehung zusammenzuführen.

Weiter kann man in diesem Handbuch nachlesen, dass Flüchtlinge, welche über die Balkanroute nach Italien gelangten und im Dublin-Staat Griechenland registriert worden seien, nicht nach Griechenland zurückgeführt werden dürften. Griechenland gelte als unsicheres Land, eine Rückführung sei demnach illegal. Und man habe das Recht, sich dagegen zur Wehr zu setzen.

Eine Armada von Rechtsanwälten

Der Teil, in dem es um die Identifikation der Asylsuchenden geht, ist fast schon ein Aufruf zum zivilen Ungehorsam und zur Nichtkooperation mit den Grenzbeamten und Asylbehörden. Man dürfe sich gegen Fotos und Fingerabdrücke wehren, heisst es da. Man solle passiven Widerstand leisten, weil die Polizei jegliche Gegenwehr als Widerstand gegen die Staatsgewalt interpretiere und ein Strafverfahren einleite. Wenn Beamte beim Fingerabdrucknehmen Gewalt anwendeten, also zum Beispiel den Arm des Asylsuchenden packten, machten sie sich strafbar. Ebenso dürfe die Polizei keine Leibesvisitation gegen den Willen der Betroffenen durchführen.

Eine Armada von Rechtsanwälten und NGOs steht Gewehr bei Fuss, um den Asylsuchenden jederzeit beizustehen. Ob Probleme beim Asylverfahren, mit der Polizei oder bei der Unterbringung: Es gibt für alles und jedes im Manual eine Telefonnummer und eine Adresse. In allen grossen Städten Italiens gibt es Kontakteleute, die Asylsuchenden aus jeder Notlage helfen sollen. Die Adressen füllen mehrere Seiten des Asyl-Reiseführers. Dazu gibt es eine Liste von Asylunterkünften, wo man nach Auffassung der Aktivisten die Flüchtlinge nicht korrekt behandelt. Dazu die Einrichtungen, in denen man gratis essen und übernachten kann. Kein Wunder, macht sich halb Afrika auf den Weg nach Europa. ○

Steil nach oben

Der Direktor der subventionierten Organisation Schweiz Tourismus fördert mit Steuergeldern auch sich selbst. Von Hubert Mooser

Vor zwei Jahren stach die Lohnentwicklung von SBB-Chef Andreas Meyer hervor, dessen Gehalt innerhalb eines Jahres um 14 Prozent gestiegen war. Diesmal fällt im aktuellen Lohnkaderbericht des Bundesrates der Direktor von Schweiz Tourismus (ST), Jürg Schmid, aus dem Rahmen. Sein Lohn stieg in den letzten Jahren sukzessive von 323 000 Franken auf heute fast 400 000 Franken. Die Lohnerhöhung gibt zu reden, denn Schmid verdient inzwischen als Chef der staatlich subventionierten Tourismus-Marketingorganisation fast gleich viel wie ein Schweizer Bundesrat (zirka 450 000 Franken).

Besonders den eigenen Lohn gefördert

Gern hätte man erfahren, wie die Aufsichtsorgane die Lohnaufbesserung für Schmid in der Höhe von fast 80 000 Franken rechtfertigen. Die Obergrenze hat das Wirtschaftsdepartement (WBF) von Johann Schneider-Ammann, dort heisst es aber bloss, die Festlegung des Lohns des ST-Direktors liege derzeit in der Kompetenz des Vorstands. Und dieser halte sich an die Vorgaben des geltenden Personalreglements. Das WBF überprüfe aber, ob in Zukunft nicht das Staatssekretariat für Wirtschaft zusammen mit dem Eidgenössischen Personalamt den Lohn des Schweiz-Tourismus-Chefs festlegen solle.

Schweiz Tourismus vermarktet und fördert im Auftrag des Bundesrates das Ferienland Schweiz. Die Organisation beschäftigt zirka 240 Mitarbeiter, das Budget beträgt 100 Millionen Franken, 60 Prozent davon zahlt der Bund. Die Lohnentwicklung des Direktors macht jedoch den Anschein, dass Schmid auch für sich selber Marketing im grossen Stil betreibt – auf Kosten der Steuerzahler.

Schneller Abgang bei der SBB

Der ST-Chef fiel vor rund sechs Jahren schon landesweit unangenehm auf, als er nach 10-jähriger Tätigkeit an der Spitze dieser Organisation in die Geschäftsleitung der SBB wechselte. Aber dann schmiss er noch in der Probezeit den Bettel hin und kehrte überraschend in die alte Funktion als ST-Direktor zurück – zu einem höheren Lohn. Mit seiner Darbietung als oberster Tourismusförderer sind nicht alle zufrieden. So kritisierte etwa Urs Kessler, Chef der Jungfraubahnen im Berner Oberland, Schweiz Tourismus verwende staatliche Mittel, um Gäste aus Asien in weniger bekannte Destinationen umzuverteilen. ○

Wo ist Alain Berset?

Innenminister Alain Berset erklärte die «Altersvorsorge 2020» zu seinem persönlichen Prestigeprojekt. Konsequenterweise müsste er jetzt die ruinöse linke Initiative «AHV plus» bekämpfen. Doch der zuständige Genosse lässt Ueli Maurer reden. Von Christoph Mörgeli

Gross war die Verwunderung, als Didier Burkhalter 2012 vor der lärmigen Grossbaustelle seines Innendepartements ins gepflegte Aussenressort entflohen, um sich lustvoll in die globale Reisediplomatie zu stürzen, international unzählige Hände zu schütteln und verbindlich ins Blitzlichtgewitter der Fotografen zu lächeln. Alain Berset indessen war bereit, Burkhalters Departement zu übernehmen und sich in die komplexe Materie Sozialwerke und Gesundheitswesen hineinzuknien. Dies bedeutete eine Herkulesarbeit, denn Pascal Couchepin hatte einen riesigen Scherbenhaufen angerichtet, die 11. AHV-Revision vor dem Volk verloren und kein einziges seriöses finanziertes Sozialwerk hinterlassen.

Erfahrene Politbeobachter raunten sich damals zu, dieser Wechsel von Burkhalter zu Berset sei ein kluger, wohlüberlegter Schachzug im Dienste eines höheren Landesinteresses. Denn ein freisinniger Aussenminister sei besser geeignet, die teilweise bockigen Bürgerlichen für einen Öffnungskurs gegenüber Europa und der Welt zu gewinnen. Dem Sozialdemokraten Berset aber komme die hehre Aufgabe zu, seine Genossen von der Notwendigkeit einer anspruchsvollen Altersreform zu überzeugen und sie vor allzu populistischen Ausbauexperimenten abzuhalten.

Alain Berset legte 2014 als Ergebnis längeren Abwägens seine «Altersvorsorge 2020» vor. Er bezeichnete diese Monsterreform als das Schlüsselprojekt seiner Amtszeit, ja knüpfte geradezu sein politisches Sein oder Nichtsein an diese Vorlage. Wie es sich für einen Sozialdemokraten gehört, setzt Berset vor allem auf zusätzliche Gelder durch Erhöhung der Mehrwertsteuer, hat sich aber kaum an die dringend notwendigen strukturellen Massnahmen gewagt. Dabei kann der Alterungsprozess der Bevölkerung durch keine einzige politische Massnahme beeinflusst werden. Im Grunde ist sich jeder vernünftig Denkende im Klaren, dass ein immer längeres Leben auch eine immer längere Arbeitszeit bedeuten müsste. Doch vor dieser einfachen Wahrheit steckt Bundesrat Berset den Kopf in den Sand – genau wie es die Politiker von links bis weit ins bürgerliche Lager tun. Man belässt es bei einer Angleichung des Ren-

tenreferenzalters für Frauen auf 65 Jahre. Eine Erhöhung für Mann und Frau, so der Bundesrat, sei mit der gegenwärtigen Situation auf dem Arbeitsmarkt nicht machbar. Genau dies müsste den Bundesrat veranlassen, endlich den verfassungsmässigen Inländervorrang durchzusetzen; dies würde verhindern, dass massenhaft hier wohnende über Fünfzigjährige entlassen werden, um sie durch 25-jährige EU-Bürger zu ersetzen.



Politisches Sein oder Nichtsein: Bundesrat Berset.

Innenminister Berset will das in fünfzehn Jahren erwartete Defizit zu 84 Prozent mit Mehreinnahmen decken. Zu Recht ärgerte sich die Zeitung *Finanz und Wirtschaft*, wie man diesen Weg als «ausgewogen» bezeichnen könne. Auch will der Bundesrat Reformen der AHV mit jenen zur Senkung des Umwandlungssatzes der beruflichen Vorsorge (BVG) in einer einzigen Vorlage behandeln. Solche Grosspakete wirken auf die Bürger erfahrungsgemäss überladen, stärken die Gegnerschaft und erhöhen die Gefahr eines jähen Absturzes.

Bersets Vorlage, die der Gesamtbundesrat mitträgt, setzt nicht an den Strukturen an, sondern deckt die Probleme einfach mit mehr Geld zu – Geld, das vor allem der werktätigen Bevölkerung aus der Tasche gezogen wird. Unverantwortlicher Weise halten die Gewerkschaften trotz Bersets weitgehendem Entgegenkommen an ihrer Volksinitiative «AHV plus» fest, die allen Rentnern zehn Prozent mehr AHV verheisst. Dieser zusätzliche massive Ausbau in Zeiten enormer Strukturprobleme bedeutete einen finanziellen Totalscha-

den. Diese Initiative wird die AHV nicht retten, sondern zerstören.

Berset attackiert die Bürgerlichen

Alain Berset hätte also als Architekt der «Altersvorsorge 2020» allen Grund, energisch und engagiert gegen das gewerkschaftliche Abbruchprojekt anzutreten. Tut er aber nicht. Wahrscheinlich in Absprache mit SP-Präsident Christian Levrat – seinem alten Freiburger Par-

teifreund – säuselt er nur milde Mahnungen in die Sommerluft. Und verschwindet noch lieber ganz im Sommerloch. Mitten in der heissen Phase des Abstimmungskampfes jettet Berset nach Rio de Janeiro zur Eröffnungszereemonie der Paralympischen Spiele. Die offizielle bundesrätliche Rede an die Nation zur Vorlage «AHV plus» hielt aus unbekanntem Gründen Finanzminister Ueli Maurer (SVP) statt des für dieses Anliegen zuständigen Berset. Für die Befürworter ist es natürlich vorteilhaft, wenn mit Berset nicht ein Linker die linke Initiative bekämpft. Angesichts des voraussichtlich knappen Resultats ist es aber eine Dummheit, wenn nicht der Lin-

ken den Linken ernstlich ins Gewissen redet. Bersets Schweigen zur verheerenden Gewerkschaftsinitiative steht in grellem Kontrast zu den verbalen Ohrfeigen, die er den skeptischen Bürgerlichen etwa im Ständerat oder in der zuständigen Nationalratskommission verabreichte. Da suchte er noch so gerne die grosse Bühne des *Tages-Anzeigers*, um den Vertretern von SVP und FDP «Taktik und Spielchen» vorzuwerfen – ausgerechnet Alain Berset, der Oberstrategie bei der Abwahl von Christoph Blocher. Gegen die Reformvorschläge der bürgerlichen Mehrheit griff er zur ganz grossen rhetorischen Keule und bezeichnete sie als «unverantwortlich», «dogmatisch» und «falsch». Solche Wörter würde man von Berset gegen «AHV plus» niemals hören. Und schon gar nicht von seiner Amtsvorgängerin und Parteigenossin Ruth Dreifuss. Die Genfer Gewerkschafterin, die dem Land mit den unbezahlbaren Krankenkassenprämien ein unsägliches Debakel beschert hat, weibelt gegenwärtig für «AHV plus» mit ihren liebsten Worten: «Das können wir uns leisten.» ○

Skrupellos auch nach der Gewalttat

Vor einem Jahr wurde Alain Meier von einer Jugendbande in Zug schwer verletzt. Wenige Tage später erhängte er sich. Die Anklageschrift zeigt nun, wie brutal die Schläger bei ihrer Attacke gegen den 21-Jährigen vorgingen und wie kaltblütig sie versuchten, ihre Schuld zu verschleiern. *Von Alex Reichmuth*

Im Oktober stehen zwei 17-Jährige und ein 16-Jähriger vor dem Zuger Strafgericht. Die kantonale Staatsanwaltschaft fordert für die beiden Älteren 36 beziehungsweise 32 Monate Freiheitsentzug, für den Jüngeren einen bedingten Freiheitsentzug von neun Monaten. Derart hohe Strafanträge bei Minderjährigen sind selten. Laut Anklageschrift der Staatsanwaltschaft sind die drei Jugendlichen aber besonders brutal und rücksichtslos vorgegangen.

Es geht um die Attacke auf Alain Meier im September vor einem Jahr. Der 21-Jährige wurde in der Nähe des Zuger Stadtzentrums von Jugendlichen aus dem Ausländermilieu angegriffen und übel zugerichtet. Nachdem Alain aus der Spitalpflege entlassen worden war, erhängte er sich einige Tage später in seiner Wohnung. Für seinen Vater Beat Meier ist klar, dass der nächtliche Angriff seinen psychisch labilen Sohn in den Tod getrieben hat.

Die Anklageschrift, die der *Weltwoche* vorliegt, beschreibt detailliert, wie die Täter laut der Zuger Staatsanwaltschaft bei ihrer Attacke vorgegangen sind. Weil Alain Meier ihnen nicht wie verlangt Bier habe abgeben wollen, hätten die Täter zuerst mit Handgreiflichkeiten reagiert, dann mit gezielten Schlägen. Auch als das Opfer deswegen bereits am Boden gelegen sei, hätten die Angreifer «wissentlich und willentlich unkontrolliert und hemmungslos gegen dessen Körper bzw. Kopf» getreten. Mehrfach habe Alain versucht, aufzustehen und sich zu schützen – ohne Erfolg. «Zeitweilig wurde Alain Meier von zwei der Aggressoren gehalten, damit der dritte rücksichtslos auf das Opfer einkicken konnte», so die Anklage. Die «hemmungs- und rücksichtslos sowie skrupellos ausgeführten» Schläge und Fusstritte seien für Alain lebensgefährlich gewesen.

Absprachen unter den Tätern

Der Suizid von Alain Meier vier Tage später liess die Schläger nicht etwa zur Besinnung kommen. Wie man aus der Anklageschrift schliessen kann, versuchten sie vielmehr, den Tod ihres Opfers zu nutzen, um diesem die Schuld an ihrer Attacke zu geben. Die drei Angeklagten seien noch vor ihrer Verhaftung zusammengekommen, «um skrupellose Absprachen hinsichtlich Koordination ihres Aussageverhaltens» zu treffen – im Wissen, dass Alain nicht mehr widersprechen konnte.

Der mutmassliche Haupttäter, Maliq Krasniqi*, ist kosovarischer Abstammung. Er war nach seiner Verhaftung zuerst sieben Wochen

lang in Untersuchungshaft. Seit deren Ende ist er in Erziehungsheimen untergebracht. Gross beeindruckt scheinen ihn die Haft und die Einvernahmen nicht zu haben. Er hat sich laut Anklageschrift im Frühling mehrfach über ein Ausgangsverbot im Jugendheim hinweggesetzt und zudem wie schon früher Marihuana konsumiert. Vor allem aber habe Maliq in den Einvernahmen falsche Anschuldigungen gemacht und die Strafermittler irreführt. Bei der Frage, wer mit den Füßen auf den Kopf von Alain eingetreten hat, beschuldigte er gemäss Einvernahmeprotokoll einmal den einen, dann wieder den anderen der beiden Mittäter. Er habe die beiden «verwechselt», behauptete Maliq. Vermutlich gab es unter

Die Attacke auf Alain Meier überraschte Kenner der Zuger Jugendszene nicht.

den Schlägern wechselnde Koalitionen, um die Hauptschuld von sich zu weisen. Von Reue über die Tat ist hingegen nichts zu spüren.

Wie die *Weltwoche* berichtete, ist Maliq Krasniqi nicht das einzige mutmasslich kriminelle Mitglied seiner Familie. Gemäss Kennern der Zuger Verhältnisse gehörten seine beiden älteren Brüder zu einer Gruppe, die mit Drogen



Angst und Schrecken: Opfer Meier.

handelte und ebenfalls durch Gewaltakte aufgefallen war. Die Gruppe habe unter Jugendlichen in Zug Angst und Schrecken verbreitet. Laut einer anderen Quelle hat Maliq selber schon als 11-Jähriger zusammen mit Gleichaltrigen einen Mitschüler verprügelt. Das Vorgehen soll dabei gleich gewesen sein wie bei Alain: Zwei Täter hätten das Opfer festgehalten, ein dritter Täter habe zugeschlagen. Nach dieser ersten Gewalttat soll Maliq an der Schule von Sozialtherapeuten aufwendig therapiert worden sein. Genützt hat es offenbar nichts.

Eingeschüchterte Zeugen

Fast ebenso schwer wiegt laut Anklageschrift das Verschulden von Maliqs Kompagnon R. mit brasilianischen Wurzeln. Auch er befand sich sieben Wochen in Untersuchungshaft und ist seither in Erziehungsheimen untergebracht. R. setzte sich ebenfalls einmal über eine Ausgangssperre hinweg und konsumierte wie schon früher Cannabis und Kokain.

Auf Anfrage schrieb der Anwalt eines Angeklagten, der Tathergang sei auch nach insgesamt fast siebzig Einvernahmen nicht geklärt: «Die Aussagen gehen weit auseinander.» Die Anwälte der anderen beiden Angeklagten wollten keine Stellung nehmen.

Die Attacke auf Alain Meier überraschte Kenner der Zuger Jugendszene nicht. Höchstens das Ausmass der Brutalität war neu für sie. «Es gibt immer wieder Schlägereien, seit Jahren», rapportierte ein Beobachter nach dem Angriff (*Weltwoche* Nr. 39/15). Die Zuger Polizei gab im letzten Herbst dagegen bekannt, nichts von einer problematischen Jugendbande zu wissen. Doch offenbar wirkt diese Bande auch nach der Verhaftung der Angeklagten. Mehrere Zeugen der Tat sollen während der Einvernahmen durch die Polizei sichtlich Angst gezeigt haben, Aussagen zu machen. Sie sollen zuvor eingeschüchtert worden sein. Es scheint, dass die Gewaltbereitschaft von Secondos in Zug weit gravierender ist als befürchtet.

Genau ein Jahr nach der Attacke hat Beat Meier auf Facebook ein Gedicht für seinen verstorbenen Sohn veröffentlicht. Er kündigte dabei auch an, nach Alaska zu reisen, um dort «in der Wildnis an einem wunderschönen Ort» Alains Asche zu verstreuen.

* Name geändert

Saubermann und Brandstifter

Solange der Zürcher Unia-Boss Roman Burger Erfolg hatte, konnte er sich alles erlauben. Jetzt stürzt der Gewerkschafter über eine betriebsinterne Sex-Affäre. Das passt zum Werdegang des ewig pubertierenden Provokateurs und Spielers, der seine Grenzen gerne ausreizt. *Von Alex Baur*

Es war ein Abgang in Raten. Eigentlich wollte die Zürcher Sektion der Unia die Affäre betriebsintern lösen, sprich unter den Teppich kehren. Externe Rechtsgutachter waren zum Schluss gekommen, dass der Regionalchef Roman Burger eine Untergebene über Wochen mit SMS-Nachrichten sexuell belästigt hatte. In einem zweiten Fall erhielt Burger zwar die Absolution, doch von einer Falschanschuldigung wollten die Experten auch dort nichts wissen. Das ist mehr als peinlich für einen Saubermann wie Roman Burger, der berufshalber mit dem Zeigefinger auf böse Bosse zeigt.

Als letzte Woche der *Blick* Wind von der Affäre bekam, erklärte Roman Burger Hals über Kopf seinen Rücktritt. Dass ausgerechnet das Boulevardblatt den «Grüsel-Burger» zu Fall brachte, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Denn bislang hatte sich der *Blick* als bereitwilliger und unentbehrlicher Komplize in Burgers Kampagnen gegen angebliche Lohndumper und Sklavenhalter hervorgetan. Wo die Rotjacken der Unia für Radau und Schlagzeilen sorgten, agitierte das Blatt gerne mit.

Der 39-jährige Roman Burger ist die Leitfigur einer extrem aggressiven, aber auch erfolgreichen Strategie der grössten Schweizer Gewerkschaft. Nach amerikanischem Vorbild konzentriert er seine Angriffe auf bekannte Firmen. Zuerst wird einmal gestreikt und blockiert, Maximalforderungen und gravierende Anschuldigungen werden über eingebettete Journalisten lanciert. Verhandelt wird erst, wenn der attackierte Arbeitgeber weichgeklopft ist und im Sinne der Schadensbegrenzung auch oberfaule Kompromisse und Schuldeingeständnisse auf sich nimmt.

In Gewerkschaftskreisen waren Burgers Brachialkampagnen stets umstritten. Doch die Unia Zürich legte nach jahrelangem Krebsgang unter seiner Führung in den letzten zehn Jahren wieder mächtig an Mitgliedern zu. Burger hatte erkannt, dass das Zielpublikum nicht mehr beim klassischen Buezer lag, sondern bei den Immigranten und vor allem im urban-linken Milieu. Altgediente Genossen eliminierte «Burger Kim» – so verspotteten ihn seine Gegner in Anlehnung an den koreanischen Diktator – gnadenlos und ersetzte sie durch junge, ideologisch flexible Macher. Seine «Kindersoldaten» schickte Burger zur Ausbildung erst einmal in die USA. Dort lernten sie, wie man ohne Rücksicht auf Verluste die Aufmerksamkeit auf sich zieht und einen Gegner mit Hilfe der Medien in die Knie zwingt.



Der grosse Brocken steht erst an: Stargewerkschafter Burger.

Ernstzunehmenden Widerstand gegen Roman Burger gab es allerdings aus feministischen Kreisen. Dass er ganz gezielt junge und attraktive Frauen anwarb, um sie auf Baustellen zu schicken, gefiel nicht allen. Mit dieser sexistischen «Frischfleischstrategie» habe die Unia jene Machtstrukturen übernommen, die sie bekämpfen müsste, monierte eine geschasste Aktivistin. Viel zu reden gaben Liebschaften und Techtelmechtel mit Untergebenen, die dem Chef schon lange nachgesagt wurden. Offenbar nicht zu unrecht, wie die Untersuchung nun zeigt. Doch so lange Burger Erfolg hatte, galt er als *intocable*.

Übermut kommt vor dem Fall

Und lange schien es, als ob sich der rotzefreche Burger, der sich bei Bedarf auch chamäleonhaft zum lammfrommen Pragmatiker wandeln kann, einfach alles leisten könne. 2002 zog er erstmals mit der spektakulären Blockade des Baregg-Autobahntunnels die nationale Aufmerksamkeit auf sich. Nach einem jahrelangen juristischen Hickhack bestätigte das Bundesgericht 2008 zwar ein paar lächerliche Bussen gegen Unia-Aktivisten. Doch Burger hatte demonstriert, dass selbst die Justiz für ihn kein ernstzunehmendes Hindernis ist, das er zudem locker austricksen kann. Die Regeln des Rechtsstaates, auf die er sich gerne beruft, schienen für ihn nicht zu gelten.

Wen immer Burger in der Folge im Fadenkreuz hatte und mit seinen berüchtigten Blockaden aus dem Verkehr zog – das Zürcher Schauspielhaus, die SBB, die Neat, die Swissmetal, die Ladenkette Spar, die Airport-Taxis, das Modelabel Zara –, sie alle kapitulierten früher oder später zähneknirschend unter dem professionell inszenierten medialen Trommelfeuer. Das änderte sich erst im Frühling 2015, als Burger zusammen mit dem *Blick* den Gipser Kurt Goger mit einer knallharten Diffamierungskampagne an den Rand des Ruins trieb. Burger gelang es, direkte Konkurrenten des Gipsers mit an Bord zu holen. Das war eine neue Dimension der Eskalation (siehe *Weltwoche* Nr. 21/15, «Sie nennen ihn Burger Kim» sowie *Weltwoche* Nr. 41/15, «Rufmord nach amerikanischer Art»).

Neu war allerdings auch, dass sich erstmals ein Unternehmer gegen den Rotjackenterror juristisch zur Wehr setzte. Und das mit Erfolg. Über ein Blockadeverbot des Berner Handelsgerichtes setzte sich die Unia gewohnt kaltschnäuzig hinweg. Doch damit überschritt die Gewerkschaft eine rote Linie. Richter mögen es nicht, wenn man ihre Order verhöhnt. Zwar wurde erst eine Mitarbeiterin der Unia wegen Ungehorsams zu einer Busse von 1000 Franken verknurrt. Im letzten August erhob die Staatsanwaltschaft Zürich sodann Anklage gegen Reinhard Meier, einen Konkurrenten von Goger, wegen unlauteren Wettbewerbs und Amtsgeheimnisverletzung. Beantragt ist eine Geldstrafe von 36 000 Franken.

Doch der grosse Brocken steht erst an, und der dürfte schmerzhaft werden. Zum einen haben der *Blick* und die Unia eine Millionenklage wegen unlauteren Wettbewerbs am Hals. Der Zürcher Staatsanwalt Andrej Gnehm, der als scharfer Hund gilt, ermittelt zudem gegen Roman Burger wegen eines Dutzends zum Teil gravierender Delikte, darunter Urkundenfälschung, Körperverletzung, Nötigung, Verleumdung und Sachbeschädigung. Das Verfahren ist komplex. Doch erstmals befindet sich Roman Burger in der Defensive.

«Arschlöcher, man sollte sie erschliessen»

Burgers Aktivistenkariere beginnt Mitte der neunziger Jahre am Handelsgymnasium von Thun. Der Sohn eines Fotografen und einer Sozialpädagogin, der einer Jugendgruppe der Gewerkschaft Bau und Industrie angehört, scharft eine Gruppe Mitschüler um sich. Sie verlangen, von den Lehrern nicht mehr nur per Sie, sondern auch mit dem Nachnamen angesprochen zu werden. Als sich Roman Burger nicht durchsetzt, setzt er die Lehrer unter Druck, sabotiert den Unterricht, wo er nur kann.

Im Frühling 1996, ein Jahr vor der Matura, eskaliert der Konflikt. Ein halbes Dutzend Lehrer verlangten, dass dem jungen Querulan-

Roman Burger folgte knallhart dem Prinzip «Teile und herrsche».

ten ein Schulausschluss angedroht werde. Die Vorwürfe sind happig: Arbeitsverweigerung, Beschimpfung der Lehrer («Arschlöcher, man sollte sie mit Gewehren abschiessen, mitten ins Gesicht»), notorisches Schwänzen, permanente Störung des Unterrichtes, Provokationen aller Art. «R. ist ein fast permanenter Unruhestifter, was zur Folge hatte, dass das Unterrichtsziel der ganzen Klasse nicht erreicht werden konnte», gibt ein Lehrer zu Protokoll. Er scheine der «Boss» einer Gruppe von Störefrieden zu sein, schreibt ein anderer.

Ob Roman Burger tatsächlich drei Monate vor der Matura vom Gymi flog, wie ehemalige Schulkollegen versichern, liess sich nicht verifizieren. Tatsache ist, dass Burger Anwälte einschaltete, so dass sich sogar die Berner Regierung mit dem Fall befassen musste. Tatsache ist auch, dass sich Roman Burger seither als Berufsaktivist durchs Leben schlägt. Zahlreiche Proteste und Blockaden – von der Stürmung des Nationalratssaals in Bern mit einem Transparent gegen Atomtests («Stop Chirac») bis zur Besetzung des Thuner Rathauses – legten den Grundstein zu seiner Unia-Karriere. Und wie so viele, die als Teenager in die Politik eingestiegen waren, kam Roman Burger nie mehr los von der Youngster-Rolle. Mittlerweile im vierzigsten Lebensjahr, spielt er immer noch den Part des verzogenen, pubertierenden Rebellen, der nach dem Motto «Ich,

subito, alles» radikal fordert und wenig gibt. Roman Burger wirkt auch heute noch wie ein Spieler, der permanent seine Grenzen ausloten muss. Und dann auch mal einen Schritt zu weit geht.

Dies zeigte sich exemplarisch beim Kampf um das Zürcher Schauspielhaus im Jahr 2006. Ursprünglich vertrat die Unia gerade mal ein Dutzend von den 300 Angestellten. Doch am Ende einer monatelangen Dauerkampagne, bei der Burger interne Zwiste in der Führungsetage geschickt ausnützte, waren 80 Prozent der technischen Mitarbeiter bei der Gewerkschaft. Dass im Verwaltungsrat des öffentlichen Kulturbetriebes prominente SP-Vertreter sass, scherte Burger nicht. Im Gegenteil, er nutzte ihre Schwäche gegenüber gewerkschaftlichen Forderungen gnadenlos aus.

Mit der Verhandlungsgegnerin ins Bett

Roman Burger folgte knallhart dem Prinzip «Teile und herrsche». So gelang es ihm, das mittlere Kader des Schauspielhauses – also seine Verhandlungsgegner – in einen Gesamtarbeitsvertrag einzubinden und damit auf seine Seite zu ziehen. Und das nicht nur im übertragenen Sinne. Noch während die Verhandlungen liefen, bandelte er mit der Assistentin des kaufmännischen Direktors des Schauspielhauses an. Als die Affäre mit der Gegnerin aufflog, musste die Frau ihre Stelle räumen. Sie wurde danach für ein paar Jahre zur Lebensabschnittspartnerin von Roman Burger. Auch Beziehungen zu Mitarbeiterinnen der Unia soll es mehr als einmal gegeben haben. «Burger jagt gern im eigenen Zoo», versichert eine ehemalige Aktivistin. Vor allem eine Geschichte macht hartnäckig die Runde. Demnach soll Roman Burger einer namentlich bekannten Spezialistin für Detailhandel der Unia einen Heiratsantrag gestellt haben, den er aber per SMS stornierte, als es ernst wurde. Was an diesen Geschichten und Gerüchten wirklich dran ist, lässt sich schwer objektivieren. Die betroffenen Frauen wiesen Ersuchen der *Weltwoche* nach einem klärenden Gespräch freundlich, aber bestimmt zurück. Die Ressentiments, falls es überhaupt welche gibt, scheinen sich in Grenzen zu halten.

Roman Burger reagierte gar nicht auf mehrere Anfragen der *Weltwoche*. Die Unia reagiert so wie manch ein Arbeitgeber, den sie schon wegen mangelnder Transparenz an den Pranger gestellt hat: Sie macht die Schotten dicht. Selbst Kritiker des Burger-Regimes hüllen sich in Schweigen. Das Rechtsgutachten wegen sexueller Belästigung ist nur ein paar ganz wenigen Auserwählten zugänglich und wird als Staatsgeheimnis behandelt. Insider lassen aber durchblicken, dass die *Blick*-Qualifikation «Grüsel-Burger» wohl falsche Assoziationen erweckt. Plumpe Penis-Bilder passen nicht zu Roman Burger. Doch die rote Linie, welche die Unia für Chefpositionen vorsieht, erlaubt keine Avancen gegen unten – und sie gilt offenbar neuerdings auch für den Superstar Burger. ○

Globi macht Politik

Die Energiewende auf eidgenössische Art kommt, in diesen Wochen segnet sie das Parlament ab. Genau genommen, läuft sie schon lange: Seit fünf Jahren erziehen die Politiker das Volk zum Energiesparen, mit einem neuen Globi-Buch jetzt sogar die Kinder. *Von Markus Schär*

Globi lehrt das richtige Leben. *Globi nimmt euch mit auf ein spannendes Energie-Abenteuer. Ihr werdet staunen, wie viel er zu erzählen hat und was ihr über den Klimawandel und erneuerbare Energien erfahrt. Gemeinsam mit Globi erforscht ihr die Energiezukunft!*

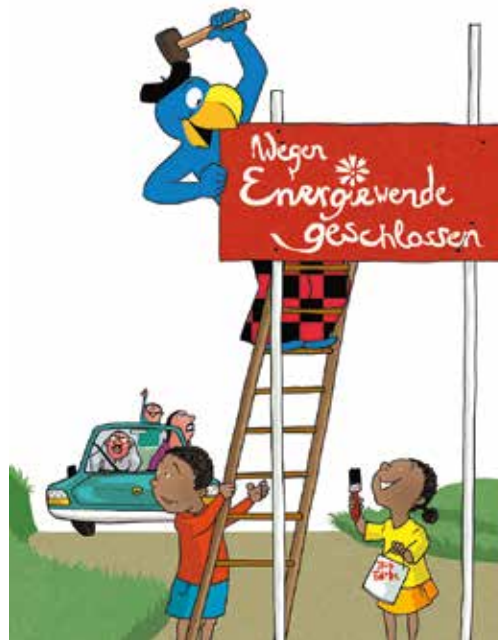
Auf denn in dieses grüne Paradies! Der Bürokrat, der sich hier als Märchenonkel versucht, heisst Daniel Büchel; er führt als Vizedirektor das Bundesamt für Energie und als Programmleiter dessen Propagandaabteilung «Energie Schweiz». In diesen Wochen kann der Chefbeamte auf Mission einen Höhepunkt feiern: Fünfeinhalb Jahre nachdem Bundesbern wegen der Naturkatastrophe im japanischen Fukushima überstürzt den Ausstieg aus der Atomenergie beschloss – ohne je das Volk befragt zu haben –, verabschiedet das Parlament die Energiestrategie 2050, also die Energiewende auf Schweizer Art.

Die SVP droht, gegen das Gesetzespaket das Referendum zu ergreifen – wenn sie denn Supporter aus der Wirtschaft findet, die Bundesbern noch nicht mit Subventionen gekauft und zum Stillhalten gebracht hat. Aber egal, ob das Volk, falls es noch abstimmen darf, seine Energieversorgung, also sein Alltagsleben, gar nicht umbauen will: Die Mission läuft längst. Die Mustervorschriften der kantonalen Energiedirektoren sollen den Umstieg auf «Nahezu-Nullenergie-Neubauten» erzwingen. Das Nationale Forschungsprogramm 71 und die acht Swiss Competence Centers for Energy Research untersuchen, wie sich die Leute dazu drängen lassen, ihren Heizbedarf einzuschränken oder sich mit einem Windpark abzufinden. Und «Energie Schweiz» lockt das Volk mit einem Jahresbudget von 55 Millionen Franken, auf ein E-Bike umzusteigen oder eine eigene Solaranlage zusammenzubasteln: Beim «Energy Challenge 2016» jetten Stars wie Fussballer Xherdan Shaqiri herbei, um den Schweizern zu zeigen, wie Energiesparen geht.

Da darf, pünktlich zur entscheidenden Session in Bern, auch Globi nicht fehlen. Das Buch «Globi und die Energie» regte zwar der Förderverein Energietal Toggenburg an; den grösseren Teil der Kosten von 145 000 Franken trägt aber das Bundesamt für Energie. Wer allerdings ein Globi-Buch im Stil seiner legendären Schöpfer Robert Lips und Alfred Bruggmann erwartet, mit frechen Streichen und lustigen Reimen, der wird enttäuscht. Der

Wissenschaftsjournalist Atlant Bieri hat einfach ein nüchternes Sachbuch für Schulkinder geschrieben, für das die beliebte Globi-Figur erhalten musste. Im Buch finden sich keine Verse, dafür stösst man auf manch Ungereimtes.

Globi warnt vor der Klimakatastrophe. *Globi spaziert im Stadtpark. Da trifft er auf eine Familie aus dem pazifischen Inselstaat Kiribati, mit einem Knaben und einem Mädchen. «Wie es dort wohl aussieht? Tara erzählt ihm, dass es auf Kiribati viele Palmen und sehr schöne Sandstrände gibt. «Aber weisst du, der Meeresspiegel steigt von Jahr zu Jahr. Unser Haus und unsere Schule wurden bereits überschwemmt», sagt Tara traurig.» Der Meeresspiegel steige, weil weltweit die Gletscher schmelzen: «Weil wir alles verloren haben, sind wir in die Schweiz geflohen. Hier nennen uns die Leute Klimaflüchtlinge.»*



«Hier nennen uns die Leute Klimaflüchtlinge.»

Der Strom, den die Schweiz erzeugt, kommt derzeit zu 60 Prozent aus Wasserkraft und zu (nur noch) 34 Prozent aus Kernkraftwerken – deren Anteil ist in den letzten fünf Jahren um einen Viertel zurückgegangen. Auch 2011, im Jahr der Energiewende, verursachte die Schweiz für ihre Stromproduktion den geringsten CO₂-Ausstoss der Welt: Wasser- und Atomkraft sind die «saubersten» Technologien. Um das Klima zu schützen, drängte sich also die Energiewende nicht auf, im Gegenteil. Deutschland, das seine Kernkraftwerke übereifrig abstellte, muss jetzt mit neuen

Kohlekraftwerken für günstigen und verlässlichen Strom sorgen – es kann deshalb seine Versprechen betreffend Klimaschutz nicht halten.

Aber mit einer Naturkatastrophe im fernen Japan, die auch zum Desaster in einem Kernkraftwerk führte, lassen sich Schweizer Kinder nicht mehr schrecken. Und im eigenen Land drohen, wie der Autor schreibt, von einer Erwärmung kaum Gefahren: allenfalls mehr Überschwemmungen oder mehr Hitzesommer, kleinere Lebensräume für das Alpenschneehuhn und stärkere Konkurrenz für den Enzian oder das Edelweiss. Also muss Globi das Mitleid mit Menschen ansprechen, die angeblich wegen des Klimawandels ihre Lebensgrundlage – im wahren Sinn des Wortes – verlieren.

Die Fakten: Der Meeresspiegel steigt seit Jahrhunderten an, seit der kleinen Eiszeit im 16. und 17. Jahrhundert. Er stieg bisher um knapp zwei Millimeter pro Jahr, die meisten Studien sehen keine Beschleunigung. Gemäss neusten Erkenntnissen dehnt sich die Fläche von Kiribati, wie jene anderer Pazifikinseln, sogar aus. Gefährliche Überschwemmungen gab es bisher keine; die Probleme des Staates kommen vielmehr von der Überbevölkerung, die am Trinkwasservorrat zehrt. In der Schweizer Asylstatistik nach Herkunftsländern, die 179 Staaten aufführt, findet sich Kiribati nicht.

Globi steigt aus der Atomkraft aus. *Globi will mehr über die Kernenergie erfahren und meldet sich zu einer Führung in einem Kernkraftwerk an: «Herr Müller führt Globi durch viele Schleusen. Sie kommen am Kommandoraum vorbei, wo sie ein Dutzend Arbeiter antreffen. Sie schauen auf Computerbildschirme und Messgeräte. «Jedes Ventil und jede Leitung wird von hier aus überwacht», erklärt Herr Müller. «Im Notfall können wir den Reaktor abschalten.» Endlich erreicht Globi das Containment. Es ist so gross wie ein Haus. An seinem Grund befindet sich der Reaktor mit dem Uran. Bei einem Reaktorunfall können viele radioaktive Substanzen aus dem Reaktorbehälter entweichen.»*

Eigentlich sollte das Spielchen laufen wie immer. Erstens: Die Grünen reichen eine Initiative ein. Zweitens: Das rot-grüne Departement von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) bastelt einen fast ebenso weit gehenden Gegenvorschlag. Drittens: Die Grünen ziehen ihre Initiative zurück, damit sich das Volk nicht dazu äussern



«Sie träumen von einer Welt, in der alle Häuser zu kleinen Kraftwerken umgebaut sind.»

kann. So lief es bei der Initiative «für ein gesundes Klima» von 2008: Das Parlament machte daraus das schärfste Klimagesetz der Welt. So lief es bei der Initiative «für eine nachhaltige und ressourceneffiziente Wirtschaft» von 2012, allerdings nur beinahe: Das Parlament kaute an einem strengen Gesetz herum, lehnte es aber letztlich mit knapper Mehrheit ab; deshalb muss das Volk am 25. September über die Initiative abstimmen. Und so sollte es bei der Initiative «für den geordneten Ausstieg aus der Atomenergie» laufen: Die Grünen sammelten die Unterschriften dafür ab Mai 2011; derweil sollte das Parlament mit der Energiestrategie 2050 einen Gegenvorschlag austüfteln, der zum Atomausstieg führen würde.

Das Volk sprach sich, wenn es denn gefragt wurde, bisher immer für die Kernkraft aus. Es lehnte 1984 die Initiative «für eine Zukunft ohne weitere Atomkraftwerke» mit 55 Prozent Nein ab, 1990 die Initiative «für den Ausstieg aus der Atomenergie» mit 53 Prozent Nein und 2003 die Initiative «Strom ohne Atom – Für eine Energiewende und die schrittweise Stilllegung der Atomkraftwerke» gar mit 66 Prozent Nein. Nach dem Desaster in Fukushima und der – von den Medien kräftig geschürten – Panik in Deutschland und in der Schweiz (und nur hier!) bot sich aber 2011 die grosse Chance: Die Grünen konnten vermeintlich doch noch durchsetzen, was die Schweizer acht Jahre zuvor mit Zweidrittelmehrheit verworfen hatten.

Für die Energiewende weibelten auch Leute, die für Kernkraftwerke die Verantwortung tragen und nur Monate vorher noch für Neubauten gekämpft hatten, wie die Spitze der Berner BDP. Diese Leute sorgten beim Beraten der Energiestrategie 2050 dafür, dass die Kernkraftwerke fast ohne Beschränkung weiterlaufen können. Von einem Ausstieg aus der Atomkraft spricht bei der Vorlage des Parlaments niemand mehr. Und deshalb müssen die Grünen am 27. November wider Willen das Volk über ihre Initiative abstimmen lassen.

Globi erntet den eigenen Strom. *Globi fährt mit den Kindern aus Kiribati durchs Toggenburg, zuletzt mit der Gondelbahn Gamplüt: «Bei der Bergstation kommen sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das ganze Gebäude ist ein Kraftwerk für erneuerbare Energien. Die Dachfläche und die Fassade sind vollständig mit Fotovoltaikzellen und Sonnenkollektoren eingedeckt. Neben dem Gebäude steht zudem ein Windrad.»*

Warum also aus der Atomkraft aussteigen, zumal sie die Umwelt wenig belastet und auch die Nachwelt kaum belasten würde, wenn sich endlich eine Lösung für die Endlagerung fände (nach der im Bundesamt für Energie führende Berner SP-Politiker seit einem Jahrzehnt suchen)? Bei der grossen Koalition, die



«Globi ruft: «Energiezukunft, wir kommen!»»

seit 2011 für die Energiewende eifert, herrscht nicht die Angst vor dem geringen Risiko, dass es bei einem AKW-Leck zu einem riesigen Schaden käme, sondern die Gier nach Subventionen.

Wenn die Schweiz auf Atomstrom verzichtet, fällt ein gutes Drittel der Produktion weg: knapp 30 Terawattstunden oder 30 Milliarden Kilowattstunden. Vor allem fehlen dann im Netz 3,3 Gigawatt Bandstrom, die stets verlässlich fließen, also das Netz vor dem Zusammenbruch retten. Kernkraftwerke laufen 8000 Stunden im Jahr, Windräder liefern aber nur

Globi staunt schon jetzt bei seiner Fahrt durchs Toggenburg über die «im Kleinen vollzogene Wende».

2000 Stunden Strom, Fotovoltaikanlagen gar nur 1000 Stunden. Um die Ziele der Energiestrategie für 2035 zu erreichen, brauchte es deshalb gemäss einer Berechnung von Avenir Suisse 500 Windkraftanlagen und fünfzig Quadratkilometer Solarpanels – damit liesse sich ein Drittel des Atomstroms ersetzen.

Eigentlich herrscht kein Mangel an Strom. Die Deutschen erzeugen inzwischen mit Wind und Sonne zeitweise – nicht stetig! – so viel davon, dass die Preise am Markt zusammenbrechen und die Produzenten Kunden dafür bezahlen müssen, den überschüssigen Strom zu entsorgen, damit das Netz nicht überhitzt. Und wenn doch einmal eine Lücke droht, lassen sich schnell Gaskraftwerke bauen. Aber die Missionare der Energiewende streben mit dem Schüren der Atomangst und der Klimapanik bewusst eine Knappheit an: Nur so lassen sich die Milliarden an Subventionen für erneuerbare Energien rechtfertigen. Die 11 290

Anlagen mit kostendeckender Einspeisevergütung (KEV) erhielten letztes Jahr zusätzlich zum Marktpreis insgesamt 338 Millionen Franken – sie erzeugten gemäss KEV-Jahresbericht «erfreuliche 3,5 Prozent» des Landesverbrauchs.

Das heisst: Die schöne neue Energiewelt, von der die Grünen aller Parteien träumen, bleibt ein Traum – der Bedarf an stetigem Strom lässt sich mit neuen erneuerbaren Energien schlicht nicht decken, von der altbewährten Wasserkraft abgesehen. Das kann Globi gerade im Toggenburg besichtigen, das den Anstoss zum Buch gab. Die zwölf Gemeinden im Tal wollen bis in zwanzig Jahren alle Energie, die sie verbrauchen, selber erzeugen. «Erste Erfolge spiegeln sich in Zahlen», rühmt sich das Energietal Toggenburg: Es liefert nach sieben Jahren Subventionierung mit Millionen schon einen Viertel seines Stromverbrauchs selbst, rund 130 Gigawattstunden. Davon kommen allerdings nur 10 Gigawattstunden von den drei Windrädern und nur 14 Gigawattstunden von den 530 Fotovoltaikanlagen – 102 Gigawattstunden, also fast vier Fünftel der neuen erneuerbaren Energie, steuert die Kehrichtverbrennungsanlage Bazenheid bei.

Globi träumt von der Zukunft. *Aber was soll's? Globi staunt schon jetzt bei seiner Fahrt durchs Toggenburg über die «im Kleinen vollzogene Wende». Schliesslich sitzen die Kinder in der Bergstation der Gondelbahn bei einem Apfelsaft: «Sie träumen von einer Welt, in der alle Häuser zu kleinen Kraftwerken umgebaut sind. Anschliessend düsen die vier mit einem Monster-Trottinett zurück ins Tal. Damit verwandeln sie die Lageenergie, die sie aus Sonne und Windstrom erhalten haben, wieder zurück in Bewegungsenergie. Globi ruft: «Energiezukunft, wir kommen!»»* ○

Kinderbuch

Lausbub, korrekt

Globi erfreute die Kinder mit Streichen. Von den Korrekten werden sie gestrichen.

Ein Gestell voller Globi-Produkte steht in der Zürcher Buchhandlung von Orell Füssli, der seit 2007 mit dem Globi-Verlag und der gleichnamigen Kinderbuchfigur ein grosses Geschäft macht – von der Globi-Uhr bis zum Globi-Pyjama. Die Neuerscheinung findet sich da allerdings nicht, die Verkäuferin zieht sie schliesslich missmutig unter einem Stapel hervor. «Globi und die Energie» ist gar kein «richtiges» Globi-Buch. Der Band führt die Kinder im staatstragenden Ernst in die «Energiezukunft», und dies in Schulbuchprosa. «Richtig» ist ein Globi-Buch aber nur mit Versen, genau genommen: mit paargereimten Vierzeilern in Trochäen. Der richtige Globi gab bisher auch kein Vorbild ab. Der Papageienmensch in Karohosen, 1932 vom Warenhaus Globus zur Kundenbindung bei den Kleinsten eingeführt, feierte seinen Sensationserfolg als abenteuerlustiger Lausbub mit ADHS.

Im ersten Buch von 1935, «Globis Weltreise», traf er auch «Neger», die Knöchelchen im Haar trugen oder Weisse in den Kochtopf steckten. Und «Globi der Bauer» aus dem Kriegsjahr 1941 rauchte Pfeife, warf ein Kätzchen ins Wasser und schoss den um vier Uhr krähenden Hahn ab. Einen pädagogischen Wert hatten die helvetischen Comics nur, weil Globi für die schlimmsten Missetaten den Hintern versohlt bekam. Das ging nach der antiautoritären Wende von 1968 nicht mehr; auch Rassismus, Sexismus, Tierquälerei und Drogensucht kamen auf den Index. Die Pfeife in Globis Schnabel wurde übermalt, der Eskimo korrekt zum Inuit umgetauft, der Abstecher ins wilde Schwarzafrika im Erstling von 1935 schlicht gestrichen. Und bei «Globi der Bauer» heisst es nicht mehr: «Globi zielt, es kracht ein Schuss / Armes Huhn, jetzt ist es Schluss!» Sondern: «... dass er heut sein Ziel verfehlt und für morgen «Vegi» wählt.»

Das ist unfreiwilliger Witz. Denn Globi macht ernst: Er schaute sich (gesponsert) schon bei den SBB, beim Fernsehen oder beim Roten Kreuz um. Er setzte als «schlauser Bauer» auf Bio. Und er rühmt sich im Energiebuch: «Alle Fakten sind von Experten geprüft.» Fehlt nur noch Globi als Transgender. Und das grösste Tabu, wie Verlegerin Gisela Klinkenberg im Interview als Globi sagt: «Ich würde wahnsinnig gern mal ins Bundeshaus!»

Markus Schär

WW MAGAZIN



Die nächste WW-Magazin-Ausgabe liegt der WELTWOCHEN vom 22. September bei



Pro

Logisch statt ökologisch

Die Ängste vor der Initiative für eine «grüne Wirtschaft» sind unbegründet. Es geht nicht darum, neue Einschränkungen zu schaffen, sondern wirtschaftliche Perspektiven zu erschliessen. Das funktioniert nur, wenn wir die gesetzlichen Grundlagen dafür schaffen. *Von Bertrand Piccard*

Ich habe die Initiative für eine «grüne Wirtschaft» aus ökonomischer und finanzieller Sicht analysiert. Unter diesem Aspekt erscheint sie mir sehr interessant, glaubhaft und ermutigend. Darum sollte man sie eigentlich nicht «für eine «grüne Wirtschaft»», sondern «für eine «saubere Wirtschaft»» nennen.

Mir gefällt die Bezeichnung «grün» nicht sonderlich. Sie wird zu oft mit Einschränkungen in der Mobilität, im Komfort und im Wachstum assoziiert, die uns die Minderheit der grünen Parteien aufzwingen wollen. Es gibt die Tendenz, die Natur als Geisel zu nehmen. Doch die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit möchte sich nicht gezwungen sehen, ihre bisherige Lebensqualität zu opfern. Im Gegenteil. Sie will nicht weniger haben, sie möchte Besseres haben. Deshalb geht es heutzutage nicht mehr darum, «öko-logisch», sondern «logisch» zu sein. Und die Logik besteht in der Suche nach allen Massnahmen, die zugleich eine Stimulierung der Wirtschaft erlauben, Arbeitsplätze schaffen, Profit generieren und ein Wachstum anregen, welches sauber sein wird – alles zum Schutz der Umwelt. Das ist heute möglich, und genau dazu möchte die Initiative die Stimmbürger ermutigen.

Das menschliche Wesen ist von Natur aus kein Pionier. Manchmal muss der Mensch mit ambitionierten Zielen dazu gezwungen werden, sonst wird er sich nicht weiterentwickeln. Auch wenn eine Veränderung in seinem Interesse ist, kann ein Rechtsrahmen nötig sein, damit er weiter vorankommt.

Politischer Mut

Als Mediziner habe ich gelernt, dass man ein Problem als Symptom bezeichnet und dass ein Symptom einen Ursprung hat, welcher einer Behandlung unterzogen werden kann. Wenn man vom Klimawandel spricht, wenn man vom CO₂ redet, befindet man sich nicht bei der Quelle des Problems, sondern bei den Symptomen. Der Ursprung liegt beim verschwenderischen Umgang mit nicht erneuerbaren Energien; bei teuren, umweltschädlichen und archaischen Technologien wie Verbrennungsmotoren; bei schlechtisolierten Häusern und ineffizienten elektronischen Systemen.

Dagegen gibt es eine Behandlung, die Cleantech heisst: eine saubere Technologie, die alle Lösungen kennt, welche eine Reduzierung unseres Energiekonsums und sogar die Produk-

tion von erneuerbaren Energien erlauben. Und das Schönste: Gleichzeitig lässt sich mit dieser Technologie Profit machen.

Was wir beim Projekt «Solar Impulse» gemacht haben, ist die Reife dieser Technologien unter extremen Bedingungen zu demonstrieren. So haben wir sie Dinge tun lassen, die auf den ersten Blick unmöglich erscheinen – wie Tag und Nacht ohne Treibstoff zu fliegen. Es gibt keine geheime Technologie. Die gleichen elektronischen Motoren, LED-Lampen, Solarpanels, Batterien, Konstruktionsmaterialien, ultraleichten Isolationen und Energiemanagementsysteme können auch im täglichen Leben gebraucht werden.

Wenn man von sauberen Technologien spricht, darf nicht nur von erneuerbaren Energien die Rede sein, da diese alleine nicht genügen. Es gilt gleichzeitig, das aberwitzige Niveau der Energieverschwendung, welches wir erreicht haben, zu kompensieren. Die wichtigsten sauberen Technologien sind jene, welche Energie sparen und gleichzeitig die Effizienz steigern, die Strukturen lockern und den Wärmeaustausch isolieren. Das ermöglicht eine weniger umweltschädliche, terrestrische und aquatische Mobilität, energetisch neutrale Gebäude sowie industrielle Prozesse, die weniger Kohlenstoff ausstossen.

Um die aktuellen Defizite auszugleichen, brauchen wir Unternehmer, aber auch staatliche Interventionen; wir benötigen Rentabilität und Schutz der natürlichen Ressourcen, und zwar alles auf einmal. Das Problem ist: Wenn klare gesetzliche Vorgaben fehlen, wartet jeder Unternehmer darauf, bis die anderen den ersten Schritt machen. Weil der Pionier immer auch ein gewisses Risiko auf sich nimmt.

Es fehlt uns der politische Mut, ein Rechtsrahmen, der unsere Gesellschaft dazu zwingt, Industrie und Konsumenten zu vereinen, Lösungen umzusetzen. Das sind Lösungen, die heute schon eine Reduzierung unserer Abhängigkeit von alten Energieressourcen erlauben und einen Austausch von alten, umweltschädlichen Technologien gegen neue, saubere Technologien ermöglichen.

Es gibt Gesetze über Hygiene, die Gesundheit, die Bildung, die Justiz, das Steuerwesen und so weiter. Aber es gibt keine Gesetze, die einen Austausch der alten umweltschädlichen Systeme gegen die neuen, sauberen und rent-

blen Technologien vorsehen. Es geht nicht mehr darum, wer bereit ist, sein wirtschaftliches Wachstum für den Klimawandel zu opfern – sondern wer von den neuen, industriellen Absatzmärkten profitieren möchte, welche die sauberen Technologien repräsentieren.

Der Rechtsrahmen, der von der neuen Initiative verlangt wird, erscheint mir als eine exzellente Lösung, um unsere Industrie zu mobilisieren, Arbeitsplätze zu schaffen, die Kaufkraft zu steigern und die kommerzielle Balance zu verbessern. Weiterhin sollten wir unsere Gewohnhei-



Sicherstellen, dass die Schweiz eine blühende Nation bleibt.

ten und die Angst vor dem Wandel ablegen, um wahre Entrepreneure der Zukunft zu werden. Wie jene, die Ende des 19. Jahrhunderts Brücken und Tunnel gebaut haben, Banken, Versicherungen und die diplomatischen Ämter gegründet haben. Sie haben damit die Grundsteine für den kommenden Reichtum der Schweiz gelegt. Lassen Sie uns diese Personen würdigen, indem wir sicherstellen, dass unser Land weiterhin eine reiche und blühende Nation bleibt.

Bertrand Piccard ist Initiator und Präsident des Projekts Solar Impulse und Pilot des gleichnamigen Solarflugzeugs.



Kontra

Generalvollmacht auf Vorrat

Die Anliegen der Volksinitiative für eine «grüne Wirtschaft» klingen vernünftig. Wer kann schon gegen mehr Nachhaltigkeit und Umweltschutz sein? Bei näherer Betrachtung entpuppt sich die Initiative indes als gefährliche Utopie. Sie ist ein Freipass für neue Verbote und Steuern. *Von Hans Egloff*

Die Initiative für eine «grüne Wirtschaft» verlangt, dass der sogenannte ökologische Fussabdruck der Schweiz bis 2050 so reduziert wird, dass er, auf die Weltbevölkerung hochgerechnet, eine Erde nicht überschreitet. Damit wären wir auf dem Niveau von Entwicklungsländern wie Bolivien oder Burkina Faso. Unser Ressourcenverbrauch müsste dazu um zwei Drittel gesenkt werden. Der zwingende Zeitplan verlangt nach harten Massnahmen. Es brauchte insbesondere Vorschriften für Produktion, Produkte und Ab-



Steuern, Vorschriften und Verbote das Bauen und Wohnen massiv verteuern. Neu- und Umbauten sowie Gebäudesanierungen würden deutlich mehr kosten als heute. Dies liesse Mieten und Hypothekarbelastungen in die Höhe schnellen. Das Eigenheim würde für noch mehr Schweizerinnen und Schweizer zum unerreichbaren Traum, günstige Mieten würden noch seltener.

Gerade die Hauseigentümer sind seit Jahren sehr aktiv, wenn es um Energieeffizienz geht – und dies auf freiwilliger Basis. Sie investieren jährlich über 15 Milliarden Franken in den Umbau von Liegenschaften (davon stammen alleine 11 Milliarden von privaten Eigentümern). Die Erneuerungsraten entsprechen dem Lebenszyklus der Gebäude-

Der Energiebedarf von Häusern nahm laufend ab, zwischen 1990 und 2011 um 22 Prozent.

teile. Fenster werden im Schnitt alle sechzehn bis dreissig Jahre modernisiert, Fassaden und Dächer in etwas grösseren Abständen. Dies ist ökonomisch und ökologisch sinnvoll und zeigt, dass Hauseigentümer Verantwortung übernehmen.

Auch bei den Neubauten kann sich die Schweiz sehen lassen, werden doch neue Gebäude aus energetischer Sicht auf internationalem Top-Level gebaut. Kaum ein anderes europäisches Land kennt solch hohe Anforderungen wie wir. Zusätzlich halten viele Schweizer Bauherren freiwillig noch höhere Standards ein als vorgeschrieben. Rund 13 Prozent der Neubauten entsprechen bereits den Minergie-Vorschriften. Diese Milliardeninvestitionen sowie die bereits bestehenden strengen Vorschriften zeigen grosse Wirkung: Der CO₂-Ausstoss im Gebäudebereich sank in den letzten 25 Jahren deutlich, dies trotz starkem Zuwachs an Wohnungen. Der Energiebedarf von Häusern und Wohnungen nahm laufend ab, alleine zwischen 1990 und 2011 um 22 Prozent. Diese Zahlen sprechen für sich. Wohnen ist also in den letzten Jahrzehnten massiv energieeffizienter geworden.

Bei einer Annahme der Initiative würden nicht nur die Kosten für Neu- und Umbauten sowie Gebäudesanierungen in die Höhe ge-

trieben. Auch alltägliche Dinge wie Warmwasser, Heizen, Autofahren oder Zugreisen würden massiv teurer. Aber damit wäre die Liste des Grauens noch lange nicht vollständig. Denn um die rigorosen Ziele der Initiative überhaupt auch nur annähernd erreichen zu können, müssten beispielsweise auch der Quadratmeterverbrauch an Wohnfläche erheblich eingeschränkt oder die Raumtemperaturen per Gesetz vorgeschrieben werden. Mit anderen Worten: Unzählige neue Vorschriften und Verbote wären die Folge. Hinzu kommt der entsprechende Kontrollapparat.

Staatlicher Zwang

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Links-Grün am gleichen Abstimmungswochenende den Ausbau des Nachrichtendienstes bekämpft. Damit die neuen Vorschriften bezüglich des Wohnens umgesetzt werden könnten, brauchte es nämlich einen sehr ausgefeilten grünen Nachrichtendienst. Die administrativen Hürden würden vervielfacht. Die freie Entscheidung jedes Einzelnen betreffend das Wohnen bliebe auf der Strecke.

Es macht keinen Sinn, wenn unsere Verfassung ganz eng definierte Ziele wie den Fussabdruck einer Erde enthält und dem Staat zur Erreichung des Ziels praktisch alle nötigen Mittel in die Hand gibt. Die Schweiz ist bis heute gut gefahren damit, dem Staat nicht auf Jahre hinaus Kompetenzen für neue Steuern, Vorschriften und Verbote zu geben. Generalvollmachten auf Vorrat braucht es in der Umweltpolitik nicht. Das ist letztlich nicht demokratisch. Es resultiert staatlicher Zwang. Dies umso mehr, wenn das Ziel nicht realistisch ist, wie der Bundesrat richtig feststellt. Gegen diese grüne Verbotswirtschaft müssen wir uns zur Wehr setzen.

fälle sowie massive Lenkungsabgaben. Die einschneidende Initiative ist gemäss Bundesrat gar nicht umsetzbar. Nur schon deshalb, weil ein Teil unserer Umweltbelastung im Ausland anfällt. Globale Umweltprobleme müssen über internationale Verträge angegangen werden.

In der Schweiz wird rund ein Drittel der Gesamtenergie für das Wohnen benötigt. Das Wohnen, ein menschliches Grundbedürfnis, ist somit einer der am stärksten betroffenen Lebensbereiche dieser Initiative. Bei einer Annahme der Initiative würden unzählige neue

Hans Egloff ist Präsident des Hauseigentümergebietes (HEV) Schweiz und SVP-Nationalrat.

Eine Frage der Eigenverantwortung

In der Schweiz sterben pro Woche zwei bis drei Personen, weil sie keine Organspende erhalten. Mit einer Werbekampagne will das Bundesamt für Gesundheit das Angebot an Spenden erhöhen. Doch es gibt einen Weg, der die Menschen vom freiwilligen Spenden überzeugen würde. *Von Beat Gygi*

In vielen Zeitungen begegnet man jetzt Inseraten, die zur Organspende aufrufen. Es sind Bilder von kleinen Gruppen von Menschen mit zwei eingefügten auffälligen Schriftzügen: «Rede über Organspende!» und «Leben ist teilen». Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) und Swisstransplant haben letzte Woche eine neue Kampagne gestartet, um mehr Menschen dazu zu bringen, im Fall ihres Todes anderen ihre Organe zur Verfügung zu stellen. Die Kampagne kostet pro Jahr 1,65 Millionen Franken und soll «feinsinnigen Humor mit ungewöhnlichen Situationen» verbinden, «um das heikle Thema zu entschärfen». Die Lage in der Transplantationsmedizin ist vollständig aus dem Gleichgewicht. Die Nachfrage nach verpflanzbaren Organen ist sehr viel höher als das Angebot, ja die Übernachfrage ist grösser denn je, und gegenwärtig sterben in der Schweiz pro Woche im Durchschnitt fast drei Personen, weil die Wartezeit für sie zu lange dauert.

Die erste Grafik zeigt, dass die Liste der unheilbar kranken Patienten, die auf die Einpflanzung eines Organs warten, immer länger wird. Vor fünf Jahren waren es rund 1000 Personen, heute sind es 1500 Menschen, die auf einen Telefonanruf hoffen. Was besonders schwer wiegt: Auf der Angebotsseite zeigt sich keinerlei Reaktion auf diese Notlage. Das erste Halbjahr 2016 war ein Rückschlag für die staatlichen Bemühungen, die Zahl der spendenbereiten Bürger endlich zu steigern. Wie aus der zweiten Grafik hervorgeht, hatte das Jahr 2015 zwar eine vorübergehende Zunahme der Spenderzahl gebracht, aber nun ist man wieder auf das alte Niveau zurückgefallen, das etwa so veranschaulicht werden kann: In der Schweiz gibt es pro



Die Lage in der Transplantationsmedizin ist vollständig aus dem Gleichgewicht.

Jahr nur etwa eine Hundertschaft von Spendern, eine Gruppe von Kompaniegrösse, deren Tod verpflanzbare Organe verfügbar macht.

Hohe Erwartungen

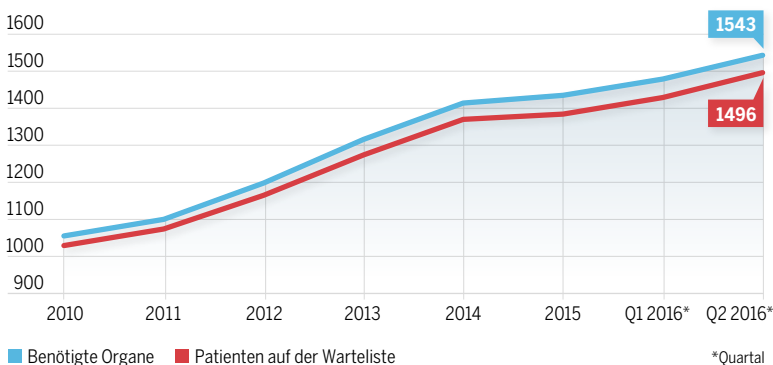
Nach den Worten von Franz Immer, Direktor der Stiftung Swisstransplant, liegt das Durchschnittsalter dieser Spender bei 56 Jahren, und alles in allem sind pro Person 3,5 Organe für die Weitergabe geeignet. Im Idealfall könnte ein Mensch 7 Organe weitergeben oder sogar deren 8, wenn man die Leber in zwei Teile trennt. Es

gibt heute zwar zehnmal mehr Nachfrager als Spender, aber die Verwertungsmöglichkeiten der Organe führen dazu, dass das tatsächliche Verhältnis Spender zu Nachfrager eins zu drei oder eins zu vier beträgt. Bei den Nieren ist die Lage laut Immer am angespanntesten, da ist das Verhältnis eins zu fünf, die durchschnittliche Wartezeit eines Patienten liegt bei 3,5 Jahren, wobei die Frist für einige auch 7 oder sogar mehr Jahre ausmachen kann.

Was erwartet das Bundesamt für Gesundheit nun aber von der jüngsten Kampagne? Kurzge-

Wachsende Übernachfrage

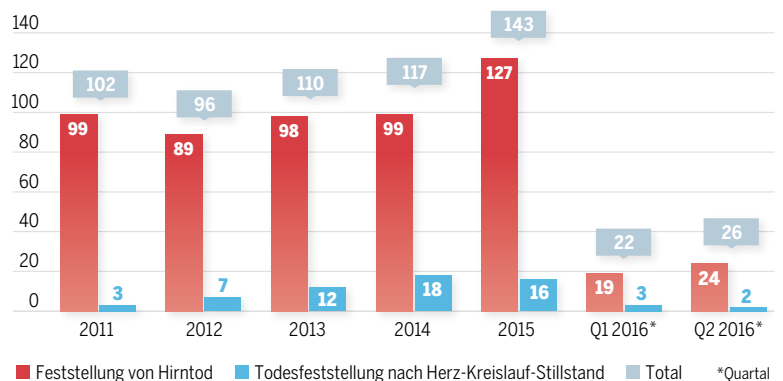
Zahl der Patienten auf der Warteliste für eine Transplantation sowie total benötigte Organe auf der Liste von Swisstransplant am Ende der jeweiligen Periode



QUELLE: SWISSTRANSPLANT

Eine gutes Hundert von Spendern

Anzahl Spender nach Todeseintritt in der Schweiz



QUELLE: SWISSTRANSPLANT

Längere Wartelisten – weniger spendenbereite Bürger.

sagt: eine massive Ausdehnung der Zahl der spendenwilligen Bürger, die vor ihrem Tod irgendwie ihre Bereitschaft kundtun sollen, dass ihre Organe nachher weitergegeben werden. Ein wichtiger Vergleichspunkt ist Frankreich, wo auf eine Million Einwohner 25 bis 28 Spendenbereite pro Jahr kommen.

Freiwilliges Geben und Nehmen

Die Schweizer Zahl liegt bei knapp zwölf. Allerdings kennt Frankreich andere Spielregeln als die Schweiz. Für Franzosen gilt die sogenannte Widerspruchslösung. Das bedeutet, dass der Verstorbene Spender ist, wenn er vorher nicht ausdrücklich seinen Widerspruch dokumentiert hat.

In der Schweiz ist die Beweislast umgekehrt: Die Spitäler dürfen nur dann Organe entnehmen und Swisstransplant melden, wenn die Verstorbenen vorher ihre Spendenbereitschaft dokumentiert haben oder wenn die Angehörigen im Sinne des Verstorbenen im Gespräch mit den Ärzten ihre Einwilligung geben. Nach Immers Angaben ist der Spendenausweis heute fast die Ausnahme: Nur acht von hundert Zustimmungen zur Organentnahme kamen dank dem Ausweis zustande, in den übrigen Fällen gaben die beigezogenen Angehörigen die Zustimmung.

In medizinischen Kreisen ist die Meinung verbreitet, die Widerspruchslösung, also die Umkehr der Beweislast, würde in der Schweiz das Angebotsproblem erheblich entschärfen. Sollte die laufende Werbekampagne nicht erfolgreich sein, würde man auch von Parlamentariern neue Vorstösse in diese Richtung erwarten. Das hiesse, dass der Staat nicht nur die Zuteilung kontrollieren, sondern die Bürger auch unter eine Art Lieferpflicht stellen würde. Der Übergang zur Widerspruchslösung war zuletzt 2015 bei der Teilrevision des Transplantationsgesetzes im Nationalrat in der Diskussion, wurde dann aber abgelehnt. Befürworter argumentierten etwa, man könne von Menschen, die im Notfall ja auf die Empfängerliste kämen, füglich volle Spendenbereitschaft verlangen.

Dabei gäbe es Spielregeln, die Geben und Nehmen auf freiwilliger Grundlage miteinander verbinden und den Menschen ihre Wahlfreiheit lassen. Charles B. Blankart, Ökonomieprofessor an der Berliner Humboldt-Universität und der Universität Luzern, hat wiederholt das Vorsorgeprinzip vorgeschlagen, auch seinerzeit bei der Beratung des schweizerischen Transplantationsgesetzes von 2004. Wie Blankart im nebenstehenden Interview darlegt, wäre eine deutliche Belebung der Spendentätigkeit zu erwarten, wenn Anbieter und Nachfrager sich in Eigenverantwortung finden könnten, allenfalls mit Hilfe von Vermittlern. Wenn Spendenbereite damit rechnen können, dass sie als Gegenleistung bei der Zuteilung von Organen Priorität erhalten, werden sie freiwillig mitmachen. ○

Medizin

«Verbote fördern den Schwarzmarkt»

Der Ökonom Charles B. Blankart sagt, wie das Problem des Organmangels gelöst werden kann.

Herr Blankart, fast überall herrscht ein Mangel an Organen für Transplantationen zugunsten todkranker Patienten. Liesse sich das Angebot mit geeigneten Massnahmen ausweiten?

Ja, es gibt viel mehr Menschen, als Organe benötigt werden. Folglich könnte das Problem des Organmangels ohne weiteres gelöst werden. Wenn ein bedeutender Teil der Leute den Willen bekunden würde, nach dem Tod stünden seine Organe für Transplantationen zur Verfügung, wäre der Mangel beseitigt. Es handelt sich heute um ein künstlich geschaffenes Problem. Wer es lösen will, muss im Prinzip Angebot und Nachfrage der Menschen koordinieren.

In der Schweiz gehen ja alle angebotenen Organe über Swisstransplant, deren Fachleute die Organe zuteilen.

Das ist das Problem: Swisstransplant ist eine Monopoleinrichtung, die nach Grundsätzen arbeitet, welche den Menschen keinen Raum für Eigenverantwortung lassen. Der heutige Mangel an Organen ist eine Folge dieser zentralen Organisation.

Was müsste man denn gegen den Mangel unternehmen?

Geeignete Massnahmen wären solche, bei denen die Leute ein Interesse haben, ihre Organe nach ihrem Tod zu spenden. Das ist derzeit nicht der Fall, weil sie keine Gegenleistung für eine solche Bereitschaft erhalten. Die meisten Menschen möchten gerne für den Fall vorsorgen, dass sie selber einer unheilbaren Organkrankheit verfallen. Aber sie können durch ihre eigene Organspende – während des Lebens oder nach ihrem Tod – die Wahrscheinlichkeit nicht erhöhen, im Bedarfsfall dann selber ein Organ zu erhalten. Nichtspender haben also die gleichen Chancen wie Spender.

Kann man das nicht mit Chancengleichheit begründen?

Nein, die gegenwärtige Regelung begünstigt die Trittbrettfahrer. Die Spendenverweigerer können auf Kosten der anderen leben. Die Menschen spüren das, darum ist die Spendenbereitschaft im Volk ungenügend. Heute wird ihnen von offizieller Seite nämlich zu verstehen gegeben: Spenden ist gut, aber eine Gegenleistung soll es nicht geben.

Gerade in diesem Zusammenhang lanciert das Bundesamt für Gesundheit jetzt eine neue Kampagne, um das Angebot durch Appelle zu erhöhen. Was bringt das nach Ihrer Ansicht?

Wie gesagt, die amtliche Botschaft lautet: Die Menschen sollen spenden, aber sie dürfen nicht für ihr eigenes Überleben im Fall einer Organkrankheit vorsorgen – beispielsweise, indem sie einer Spendervereinigung auf Gegenseitigkeit, einer Art Selbsthilfeorganisation, beitreten. Eigenverantwortung ist aus staatlicher Sicht verpönt, ja verboten. Swisstransplant will für alles allein zuständig sein. Doch die Performance dieser Behörde ist umstritten: Hochgerechnet sterben in der Schweiz etwa zwei Menschen pro Woche, weil Swisstransplant nicht bereit ist, den Anspruch auf Alleinzuständigkeit aufzugeben.

Um das Angebot zu erhöhen, müsste man also Institutionen aufbrechen?

Swisstransplant müsste seinen Alleinzuständigkeitsanspruch aufgeben und private Eigenvorsorge zulassen. Eigenverantwortung der Beteiligten würde das Problem zu einem grossen Teil lösen. Wenn die Leute selber bestimmen könnten, würden sie sich beispielsweise in Spendenklubs organisieren, in denen jene den Vorrang haben, die spendenwillig sind.

Da kommt aber rasch der Einwand, solche Abmachungen oder Märkte seien bei Organspenden unethisch.

Märkte sind nicht unmoralisch, sondern amoralisch. Das trifft für alle Güter zu, die wir tagtäglich kaufen. Es ist zudem ein offenes Geheimnis, dass der Schwarzmarkt für Organe laufend wächst. Es ist also so, dass das Marktsystem offiziell untersagt wird, dass es sich im Verborgenen aber in Form von Schwarzmärkten durchsetzt. Man mag das bedauern, aber es scheint offensichtlich: Die heutigen Verbote des Organhandels fördern den Schwarzmarkt.



Charles B. Blankart ist ständiger Gastprofessor an der Universität Luzern und Senior-Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Interview: Beat Gygi

Vontobel-Mann für die Schweiz

Ab sofort präsidiert Herbert Scheidt die Bankiervereinigung. Der gebürtige Deutsche, Spross einer sehr alten Textildynastie, hat bei der Privatbank Vontobel seine Qualitäten unter Beweis gestellt. Kann ihm dies auch bei der gebeutelten Branchenorganisation gelingen? *Von Florian Schwab und Mara Truog (Bild)*



Gewinnende Persönlichkeit: Spitzenbanker Scheidt.

Traditionell wurde das Präsidium der Schweizerischen Bankiervereinigung (SBA – Swiss Bankers Association) immer an die klingendsten Namen der helvetischen Privatbanken vergeben. Grundvoraussetzung war der Einsatz für das Bankgeheimnis, also die Klammer, die jahrzehntelang die inland- und auslandorientierten Banken zusammengeschweisst hatte. Seit diese Klammer nicht mehr vorhanden ist, macht der Verband oftmals einen disparaten Eindruck. Die Interessen der verschiedenen Gruppen driften auseinander, die Positionen des Verbands wech-

seln in rascher Folge, und die politische Schlagkraft der viele Dutzend Mitarbeiter starken SBA bleibt oft bescheiden.

Der neue Präsident, Herbert Scheidt, 64, ist der erste Amtsinhaber, der nicht direkt dem jahrhundertealten Substrat der Privatbanken entspringt. Den Schweizer Pass hat er erst seit einigen Jahren. Und Scheidt ist der erste SBA-Präsident, der nicht vorrangig das Bankkundengeheimnis verteidigen muss. Weit eher gilt es, die aufbrechenden Interessenkonflikte auszugleichen. Als einstiger Vontobel-Chef

(zwischen 2002 und 2011) und seither als Verwaltungsratspräsident ist Scheidt dafür prädestiniert. Die Bank ist nämlich ein Abbild des Schweizer Finanzplatzes im Mikroformat. Sie hat ein starkes Inlandgeschäft, ist also nicht schwerpunktmässig auf Auslandkunden fokussiert wie die noblen Häuser in Genf und Basel, aus deren Führungsetagen man früher die SBA-Präsidenten rekrutierte. Gleichzeitig ist Vontobel aber seit Jahrzehnten im Ausland tätig und verfügt über Abteilungen für Investmentbanking und Asset Management. «Als Vontobel-Chef muss man ein grosser Meister im Ausbalancieren sein», sagt ein Wirtschafts-anwalt mit tiefem Einblick. «Und als SBA-Präsident neuerdings auch.»

Kritik an Deutschland

Wer ist dieser Balancekünstler, der nun das Steuer eines der wichtigsten Akteure in der Schweizer Finanzpolitik übernehmen soll? Politisch ist der neue starke Mann bislang ein eher unbeschriebenes Blatt. An der teilweise verkorksten Finanzplatzpolitik der letzten Jahre (und am Lavieren der Bankiervereinigung) war er kaum beteiligt. Also ein unpolitischer Präsident? Ist er die endgültige Kapitulation des Bankensektors vor Verwaltung und Politik? Das nicht. Seit Monaten vertieft sich Scheidt in die wichtigen Dossiers. Er hat mit vielen massgeblichen Finanzpolitikern gesprochen. Vor einigen Tagen, so hört man aus dem Finanzdepartement, fand ein Treffen zwischen ihm und Finanzminister Ueli Maurer (SVP) statt. Ein bürgerlicher Nationalrat, der für eine kernliberale Finanzplatzpolitik steht, sagt denn auch: «Man sollte Scheidt eine Chance geben.»

Leute, die Herbert Scheidt kennen, heben seine gewinnende Persönlichkeit hervor. Er gilt als welt- und wortgewandter Gesprächspartner, der auch zuhören kann. Wenn er es für angebracht hält, sagt er aber durchaus auch ein klares Wort. In der Öffentlichkeit am meisten Aufsehen erregte seine Kritik an «Angies Platten-sammlung», den von der deutschen Regierung aufgekauften CDs mit Kundendaten. Und bei einem Staatsbesuch des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff in Bern beschied Scheidt dem hohen Gast, es sei nicht freundlich, wenn befreundete Staaten einander den Geheimdienst auf den Hals hetzten – erinnert sich ein Teilnehmer des Staatsbanketts.

Bei Scheidts Nominierung waren manche entsetzt über diese «Verkörperung des intelligenten, respektgebietenden Hanseaten», wie das

Branchenportal *Inside Paradeplatz* schrieb. Der Vorwurf zielt schon geografisch daneben, denn Scheidt stammt nicht aus einer Hansestadt, sondern aus dem industriell geprägten Ruhrgebiet. Seine Vorfahren hatten in der Kleinstadt Kettwig die Entwicklung der Textilindustrie vorangetrieben. Mitte des 20. Jahrhunderts war das Familienunternehmen der grösste Arbeitgeber in dem Städtchen. Doch nach Ende des Zweiten Weltkriegs begann sich unerbittlich die Billigkonkurrenz aus Asien abzuzeichnen.

Die Familie hielt es für das Beste, dass Herbert das Verkaufshandwerk lerne, um zu verstehen, auf was es beim Absatz ankomme. Also machte Scheidt nach dem Abitur eine Lehre zum Einzelhandelskaufmann bei der Warenhauskette Horten. Rasch stieg er zum Filialleiter auf. Das Unternehmen wollte den jungen Geschäftsmann nach Hongkong schicken, um an Ort und Stelle in Erfahrung zu bringen, was aus Asien zu erwarten sei. Zuvor aber sollte er Englisch lernen. Also ging Scheidt für Sprachkurse nach Grossbritannien, entschied sich dort allerdings anders: Den neuen Plan, Wirtschaft zu studieren, setzte er an der Universität Sussex in die Tat um.

Nach dem Studium winkte ein Einstieg bei der Welternährungsorganisation (FAO) in Rom. Scheidt wirkte an den Langzeitprognosen zur Ernährung der Weltbevölkerung mit und reiste als Mitglied einer vierköpfigen FAO-Delegation nach China in der Absicht, das Regime bei

marktwirtschaftlichen Reformen zu beraten. Vertraute berichten, dass Scheidt damals als einziger Nichtmuslim innerhalb der Delegation dafür zuständig war, den in China sakrosankten sozialen Verpflichtungen im Bereich von Speis und Trank nachzukommen. Heute ist Scheidt als Typus eines eher modernen Managers bekannt, der oft in der Nähe seines Hauses am Zürichberg beim Joggen anzutreffen ist.

Die Welt der Diplomatie behagte ihm auf Dauer nicht, und Ende der siebziger Jahre kehrte

Innert weniger Jahre schaffte Scheidt bei der Bank Vontobel die Schubumkehr.

Scheidt nach Deutschland zurück, um bei der Liquidierung des Textilgeschäfts mitzuhelfen, aus dem sich die Familie rechtzeitig zurückgezogen hatte. Gleichzeitig begann er eine Banklehre bei der Deutschen Bank in einer kleinen Filiale im Ruhrgebiet, wo er das Geldgeschäft von Grund auf lernte. Als junger Trainee traf er gelegentlich auf den späteren Chef der Deutschen Bank, Alfred Herrhausen, der 1989 von der Roten Armee Fraktion (RAF) ermordet werden sollte.

Scheidt stieg zur rechten Hand des Vorstandssprechers Wilfried Guth auf. Bald wurde er nach New York geschickt mit dem Auftrag, da den Nachholbedarf des Hauses im amerikanischen

Kapitalmarkt zu stillen. Er beriet grosse Unternehmen bei Finanztransaktionen. Nach ein paar Jahren kehrte er erneut nach Europa zurück. Scheidt übernahm die Verantwortung für das Firmenkundengeschäft in Südeuropa. Die Sprachkenntnisse aus der FAO-Zeit kamen ihm zupass, als in Italien der hoffnungslos ineffiziente Staatsapparat für den Euro-Beitritt fit gemacht werden musste. Nach einem kurzen Intermezzo in der Frankfurter Zentrale kam Scheidt im Jahr 1996 in die Schweiz. Von Genf aus kümmerte er sich um das Privatkundengeschäft der Deutschen Bank. 1999 übernahm er die Leitung des weltweiten Private Wealth Management.

Zwei Jahre später wurde die Executive-Search-Firma Egon Zehnder auf Scheidt aufmerksam, als es darum ging, einen neuen operativen Chef für die Bank Vontobel zu finden. Das Haus befand sich damals, nach dem missglückten Versuch, eine Internetbank aufzubauen, in einer Krise. Innert weniger Jahre schaffte Scheidt die Schubumkehr. Das ging nicht ohne personelle Verwerfungen. Binnen eines Jahres ersetzte Scheidt das ganze Management, später obsiegte der CEO in einem Machtkampf mit dem damaligen Verwaltungsratspräsidenten Peter Wagner. Heute gilt Vontobel als solide aufgestellt. Offenbar ist der Schweizer aus dem Ruhrgebiet aus härterem Holz geschnitzt, als es ein erster Eindruck nahelegen würde. ○



HUBLOT

**BIG BANG UNICO
USAIN BOLT**

HUBLOT
BOUTIQUES
GENEVE • Gstaad • LÜZERN
ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

Autoritäres Gesamtkunstwerk

Am kommenden Wochenende wählt Russland ein neues Parlament. Die entscheidenden Veränderungen wird Präsident Wladimir Putin erst nach den Duma-Wahlen vornehmen.
Von Thomas Fasbender

Korruptionsskandale, Entlassungen hochrangiger Beamter, Einbruch der Reallöhne, zwei Jahre Wirtschaftskrise – und das Ergebnis: Seit bereits über sechs Monaten reitet der russische Präsident Wladimir Putin auf einer Welle der Zustimmung von über 80 Prozent. Die Zuverlässigkeit der Erhebungen steht ausser Frage. Kurz vor den Parlaments- und zwei Jahre vor den ungleich wichtigeren Präsidentschaftswahlen, die Putin bis 2024 im Amt bestätigen könnten, blickt das politische Europa halb neidisch, halb angewidert gen Osten.

Putin ist ein Phänomen. In der Ukraine hat er ein Remis herausgeschunden, in Westeuropa erfolgreich um Sympathien geworben, und das russische Engagement im Nahen und Mittleren Osten steckt dem Westen wie eine Gräte im Hals. Undurchschaubar wie zu Sowjetzeiten verläuft der russische Politikbetrieb. Offensichtlich hat Russland einen Herrscher gefunden, dessen Kurs eine beträchtliche Mehrheit der Bevölkerung allen Opfern, Einbussen und Unzulänglichkeiten zum Trotz für richtig hält. Gerade das aber stösst in den westlichen Medien auf Unverständnis und Misstrauen. Ist nicht doch alles ein Werk infamer Propaganda? Andererseits – kann man ein Volk, das in siebzig Jahren Kommunismus gelernt hat, zwischen den Zeilen zu lesen, nur mit Lügen beeinflussen?

Rapport auf der Stuhlkante

Die Unfähigkeit vieler Beobachter im Westen, Russland zu verstehen, hat dieselben Wurzeln wie das Kopfschütteln angesichts der Wahlen in Mecklenburg-Vorpommern. Das höchste Wirtschaftswachstum, eine drastisch gesunkene Arbeitslosigkeit – und was macht das Volk? Ein knappes Viertel aller Stimmen geht an Anti-System-Parteien. Im Unverständnis der Eliten zeigt sich, dass mit der Bibel auch manch kluge Einsicht über Bord geworfen wurde, etwa nach Matthäus 4, 4: «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.»

Dem ideologisch aufgeladenen westlichen Selbstverständnis gilt das Anderssein als Defizit, wenn nicht als Krankheit. Dieser Pathologisierung begegnet man überall; so bietet der jüngste *Zeit*-Titel, «Warum wird Putin so geliebt?», zwei Diagnosen zur Auswahl: das postimperiale Syndrom und das posttraumatische Belastungssyndrom. Andererseits ist gleichbedeutend mit «wir minus etwas». Dem Islam fehlt die Aufklärung, Russland eine echte Vergangenheitsbewältigung. Und der Wes-



Nur Lebensmüde stellen sich ihm in den Weg: russischer Präsident Putin.



Zersplitterte Opposition: Nawalny.

ten kann nachbessern; dem Ziel dienen die NGOs und die Zivilgesellschaft. Am Ende werden dann doch alle «wie wir».

Dass Russland sich gegen eine solche Rosskur wehrt, ist nachvollziehbar. Erschwert wird



Prinzip «Wagenburg»: Medwedew.

die Prognose, wie es weitergeht im westlich-russischen Konflikt, durch die kaum durchschaubare innerrussische Meinungsbildung. Putin ist eben kein Diktator, sondern ein Mediator – allerdings einer mit plebiszitä-

rer Vollmacht: Selten stehen weniger als zwei Drittel von gut 140 Millionen Bürgern hinter ihm. Alle übrigen Politiker sind zweite Wahl, in den Augen des Volkes jedenfalls. Es gibt zwar noch Sympathieträger wie den Verteidigungsminister Sergei Schoigu. Doch sie sind ergraut und blass geworden im jahrelangen Dienst, beim Rapport auf der Stuhlkante, folgsam nickend zu den Anordnungen des Herrschers, und das Volk hat zugeschaut. Die alte Mannschaft ist verbrannt.

Der Einzige, der Putin als autoritärem Gesamtkunstwerk derzeit das Wasser reichen kann, ist der Korruptionsjäger und Nationalist Alexei Nawalny, 40 Jahre alt und Führer einer zersplitterten Opposition. Als Rivale kommt er

Alle übrigen Politiker sind zweite Wahl, in den Augen des Volkes jedenfalls.

frühestens 2018 ins Spiel, und auch das nur als Konkurrent eines eventuellen Nachfolgers des Präsidenten – (noch) nicht jedenfalls, wenn Putin in persona antritt.

Die antagonistischen Gruppierungen der ersten Putin-Amtszeiten, die «Silowiki» (Vertreter der Sicherheitsorgane), und die Juristen und Fachleute aus St. Petersburg, überwiegend Wirtschaftsliberale, haben sich über die Jahre alle Kanten abgeschliffen. Der Geheimdienst FSB ist im gesamten Staatswesen präsent, allerdings nicht als Schnüffler, sondern in Gestalt hoher Beamter und Gouverneure, die ihren FSB-Rang stolz im Lebenslauf verzeichnen. Garant dafür ist allein schon der Westen, an dessen Willen zur Ablösung des Putin-Regimes niemand in Moskau den geringsten Zweifel hegt. Das Selbstbewusstsein der Geheimdienstler wurde in diesem Frühsommer deutlich, als die Absolventen der FSB-Akademie in Dutzenden schwarzer Mercedes-Geländewagen zum Feiern durch Moskau fuhren.

Die Zukunft der Wirtschaftsliberalen entscheidet sich erst nach den Duma-Wahlen. Viele hoffen, dass Putin mit ihrer Hilfe einen zweiten Reformschub anstösst, ähnlich wie in seiner ersten Amtszeit. Noch wird im Kreml gerungen, obgleich nach aussen Burgfrieden herrscht. Aufschwung oder Sicherheit sind die Alternativen – im Extrem: Liberalismus oder Kriegswirtschaft –, und beide Optionen haben ihre Verfechter. Ex-Finanzminister Alexei Kudrin, Galionsfigur der Liberalen, stünde als Premier zur Verfügung. Gleichzeitig weiss jeder, dass ein Wachstum wie in den nuller Jahren wegen der anhaltend niedrigen Ölpreise ausgeschlossen ist. Hält Putin auch nach dem Wahltag an Dmitri Medwedew als Regierungschef fest, hat er sich für das Prinzip «Wagenburg» entschieden – mit allen Konsequenzen. Beide, Medwedew und Kudrin in einem Boot, das geht nicht.

Derweil verfolgt die Öffentlichkeit die sich häufenden Aufdeckungen krasser Bereicherung und Korruption. Ende Juli wurden im Hause des obersten Zollchefs, Andrei Beljaninow, rund eine Million US-Dollar Bargeld in Schuhkartons, teure Gemälde und Uhren sichergestellt. Der korpulente 59-Jährige war vor 30 Jahren ein jüngerer KGB-Kollege Putins in der DDR. Auch Liberale fallen der Versuchung zum Opfer, so der Gouverneur von Nischni Nowgorod, Nikita Belych, der in einem Moskauer Hinterzimmer bei der Entgegennahme von 100 000 Euro in Hundert-Euro-Scheinen erpapt wurde.

«Zugang zum Körper»

Bei Kreml-Kritikern besonders beliebt ist die Behauptung, eine Mafia aus alten Putin-Freunden regiere das Land wie eine Verschwörerbande. Dass ein Kreis von etwa ein bis zwei Dutzend Menschen in der Lage war, von den engen persönlichen Beziehungen zum späteren Präsidenten materiell extrem zu profitieren, steht ausser Frage. Russland ist geprägt von Clans, jahrzehntelang erworbenes Vertrauen wiegt schwerer als Verträge oder Gesetze. Als Putin 1999 Ministerpräsident wurde, begab, aber in der Elite nur schwach vernetzt, war das Fehlen einer Hausmacht sein grösstes Handicap. Wollte er überleben, musste er dieses Manko korrigieren. Das katapultierte Putins Freunde aus der zweiten und dritten Reihe an die Fleischtöpfe der Macht. Es wurde sein erster grosser Coup.

Zugang zu haben ist ein entscheidendes Privileg. Zu den exklusivsten Rechten an jedem Hof gehört jenes der direkten, unangemeldeten Audienz beim obersten Befehlshaber. In Russland trägt das Privileg den Namen «dostup k telu» – wörtlich: «Zugang zum Körper». Wer dieses Recht besitzt, dem stellen sich nur Lebensmüde in den Weg. Das war unter den Zaren so und unter den kommunistischen Generalsekretären. Es wird unter den künftigen russischen Präsidenten nicht anders sein.

Dennoch ist es naiv zu glauben, die acht Mitglieder der 1996 gegründeten Datschen-Kooperative «Osero» – darunter der spätere Präsident – bildeten so etwas wie ein mafiöses Schattenkabinet. «Osero» ist keine Mördergrube, und auch die spektakulären Entlassungen im engsten Kreis, die des Chefs der Präsidentenadministration, Sergei Iwanow, vor wenigen Wochen und des Eisenbahnchefs Wladimir Jakunin vor einem Jahr, waren nicht das Resultat von Kreml-Machtkämpfen. Alte Weggefährten werden amtsüde; professionelle, junge Technokraten, häufig mit einer FSB-Karriere, rücken nach.

Offensichtlich bringt Putin für die vor ihm liegenden, alles entscheidenden zwei Jahre frische Ressourcen in Stellung. Bürgermeister, Gouverneure und Bevollmächtigte in den Föderationskreisen werden ausgetauscht. Für die Regierung selbst steht das Revirement nach den Duma-Wahlen an. ○

Wahlen ohne Ende

Österreichs Präsidentschaftswahl wird verschoben, die Gründe scheinen absurder als jede Satire.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann kandidieren sie noch heute – so ungefähr mutet derzeit die Posse um die österreichischen Präsidentschaftswahlen an. Bei der von riesiger Aufregung begleiteten Stichwahl vom 22. Mai, als Medien in aller Welt vor einem denkbaren «Rechtsruck» in Österreich erschauerten, hatte es Regelwidrigkeiten beim Entnehmen von Briefwahlkarten aus ihren Umschlägen gegeben.

Keine tatsächliche Manipulation, wohlge-merkt, es ging «nur» um den Zeitpunkt, an dem manche der eingesandten Umschläge geöffnet und Karten entnommen worden waren. Eine tatsächliche Manipulation der Stimmzettel wurde nirgends festgestellt. Dennoch verfügte das Verfassungsgericht auf Antrag der rechtskonservativen Freiheitlichen Partei (FPÖ), die knapp verloren hatte, eine Wahlwiederholung. Sie wurde für den 2. Oktober angesetzt. Bis dahin, so hoffte man, werde es gelingen, alle Probleme bei der Briefwahl zu lösen.

Vergeblich! Die Briefwahl bereitet weiterhin Kopfzerbrechen. Die Wahl wurde nun auf den 4. Dezember verschoben, weil bei Stichproben «einige hundert Wahlkarten» – so Innenminister Wolfgang Sobotka – mit einem defekten Klebestreifen am Umschlag gefunden wurden. Landesweit könne es Tausende solche Problemschläge geben. Der Minister machte umgehend den «deutschen Hersteller des Klebers» verantwortlich. Merke: Wenn etwas in Österreich nicht klappt, sind sicher andere schuld. Absurde Bürokratie, gepaart mit Unvermögen auf hohem Niveau, das ist der Humus, auf dem sich der österreichische Humor schon immer zu schönster Blüte entfaltet. Die Sache ist aber jenseits aller Folklore auch hochpolitisch. In den meisten Umfragen liegt FPÖ-Kandidat Norbert Hofer knapp vorn. Am 22. Mai war er gegen den von den Grünen unterstützten Alexander Van der Bellen hauchdünn unterlegen. Pikant: Am Ende hatte die Briefwahl den Ausschlag gegeben.

Die Verschiebung auf den 4. Dezember könnte das Momentum der FPÖ brechen. Vor allem sollen die Wählerlisten noch schnell aktualisiert werden, damit all jene jungen Bürger, die seit dem 22. Mai sechzehn Jahre alt und damit wahlberechtigt wurden, auch wählen können. In dieser Altersgruppe hatte es bei den vorangegangenen Wahlgängen deutlich mehr Stimmen für Van der Bellen gegeben als für Hofer.

Boris Kálnoky



«Es geht um Respekt und Wertschätzung»: Erbfolgerinnen Kenizé Mourad (2. v.l.) und Mediha Nami Osmanoglu de Martinez (Mitte).

Fünf Prinzessinen ziehen in den Kampf

Der frühere Sultan Abdülhamid II. war einer der grössten Immobilienbesitzer der Welt. Seit Jahrzehnten kämpfen seine Nachfahren um das gigantische Erbe. Jetzt hoffen sie, dass der türkische Staat die Ansprüche der Nachkommen endlich anerkennt. *Von Boris Kálnoky*

Im Garten des «Novák Pince» – eines Gasthofs auf einem Weinberg in Südungarn – sitzen fünf osmanische Prinzessinnen und plaudern über die Vergangenheit. Kaum hundert Meter entfernt liegt die kürzlich von ungarischen Forschern entdeckte Todesstätte ihres Vorfahren, Sultan Süleymans des Prächtigen (1495–1566). Gerade war eine umfangreiche türkische Regierungsdelegation am Grabungsort. Zum 450. Todestag des Sultans wurden feierliche Worte gesprochen über Süleyman, die stolzen Osmanen und wie man ihrer respektvoll gedenken muss. Aber der Staat, den

diese Delegation repräsentiert, verbannte im Jahr 1924 die gesamte Familie des Hauses Osman und konfiszierte ihren Besitz. Bis heute wurde nichts zurückgegeben oder irgendeine Entschädigung gezahlt. Respekt für das Erbe der Osmanen, finden die Damen, sehe anders aus. Auch sie sind zu Süleymans 450. Todestag hier, auf Einladung der ungarischen Regierung.

Seit Jahren fordern die Nachfahren Gerechtigkeit. Ein Schritt auf diesem Weg steht am 26. September an. Da soll vor einem Gericht in Istanbul geklärt werden, ob und wer erb-

berechtigt ist. Die Prozessakte des Falls «2010/204 E» hat den Betreff: «Ausstellung eines Erbscheins für die gegenwärtigen Erben von Sultan Abdülhamid II., ohne eine Übertragung des Immobilienbesitzes einzuschränken». Die Kläger: eine lange Liste von Nachfahren des Sultans. Unter «Verteidiger», also Beklagter, steht «Finanzministerium der Republik Türkei».

«Es ist unglaublich kompliziert», sagt Mediha Nami Osmanoglu de Martinez, Urkelin von Sultan Abdülhamid II. in weiblicher Linie. «Es gibt mehr als zwanzig Haupter-

ben, die Anspruch auf den Besitz erheben, dazu ihre Angehörigen.»

Die Frage ist allerdings, ob es überhaupt etwas zu erben gibt. Das Gesetz Nr. 431 vom 3. März 1924, welches nach dem Sultanat auch das Kalifat abschaffte, verfügte neben der Verbannung der Osmanendynastie auch die Enteignung «aller Personen, die einmal Sultan waren», sagt Rechtsanwältin Aysegül Topuz, die mit einem ganzen Team von Juristen die Interessen der Familie vertritt.

Von Albanien bis Libyen

Zu dem Zeitpunkt gab es nur einen lebenden Osmanen, der einmal Sultan gewesen war: Mehmed VI., der bis 1922 regiert hatte. Auf den bereits 1918 verstorbenen Abdülhamid II., der sechzehn Frauen heiratete und mehr als zwanzig Kinder zeugte, könne das Gesetz nicht angewendet werden, argumentieren die Anwälte der Nachfahren. Und so urteilte auch das höchste Gericht der Türkei, das Yargitay, bereits im Jahr 1946. Es ordnete damals an, den Erben die Besitztümer zu überschreiben, die Abdülhamid II. «privat» erworben hatte.

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich zwar, dass er manche dieser Immobilien durch Anwendung staatlicher Macht erwarb, etwas durch Konfiskation eines Besitzes im heutigen Israel, als sich zwei Stämme um das Land stritten. Andere Güter scheint er mit staatlichen Mitteln erworben zu haben. Aber jedenfalls gab das Yargitay den Erben recht.

Der türkische Staat wollte das offenbar nicht hinnehmen. Immerhin ging es um riesige Vermögenswerte. Das Parlament verabschiedete daher 1949 eine «Interpretation» zweier Gesetze, die die Umsetzung des höchstrichterlichen Urteils blockierte.

Während seiner langen Regierungszeit (1876–1909) häufte Abdülhamid II. eines der grössten Privatvermögen an, das die Welt je gesehen hat. «Die Rede ist von rund 10 000 Grundstücken auf dem Gebiet der heutigen Türkei und rund 40 000 Grundstücken ausserhalb der Türkei», sagt Anwältin Aysegül Topuz.

Da ist es nicht verwunderlich, dass die jeweiligen politischen Kräfte in den betroffenen Ländern wenig Interesse hatten, die riesigen Besitztümer wieder aus der Hand zu geben. Abdülhamids Immobilien hätten sich über 35 000 Quadratkilometer erstreckt, sagt Jamil Adra, ein Mitglied der Familie. Die Güter waren nach dem Zerfall des Osmanenreiches auf alle Nachfolgestaaten von Albanien bis nach Libyen verteilt. Ihr schierer Geldwert war geeignet, sogar in London intensive Gelüste und Verlustängste hervorzurufen. Britische Regierungskorrespondenz zum Erbe des Sultans zeigt, wie sehr man sich mit dem Fall beschäftigte, denn die meisten seiner Besitztümer lagen in Gebieten, die die Briten verwalteten – im heutigen Irak, Syrien, Israel. Ölfelder und Konzessionen für die Ölförde-

rung gehörten dazu. Es war politischer Sprengstoff.

Niemand kann genau sagen, wie viel Abdülhamids einstiger Besitz heute insgesamt wert wäre oder auch nur die Güter auf dem Staatsgebiet der heutigen Türkei. In Medienberichten wurden Summen von 18 Milliarden oder gar 30 Milliarden Dollar genannt. In Wahrheit kennt auch die Familie nicht den wirklichen Wert. Ihre Rechtsanwälte teilten der *Weltwoche* nur mit: «Wir können bestätigen, dass es sich unseres Wissens um das grösste Immobilienerbe der Welt handelt.» Die Erben, so heisst es weiter, verlangten nicht die Besitztümer selbst, sondern «eine Entschädigung, die auf einer gerechten Abwägung beruht zwischen dem Umfang der Rechte und den Realitäten



des Landes» – also dem, was der türkischen Regierung realistischere zugemutet werden kann.

«Uns geht es in erster Linie darum, eine gerechte Entschädigung vom türkischen Staat zu bekommen. Es kann natürlich nur um einen Teil des eigentlichen Wertes gehen», meint Mediha Nami Osmanoglu de Martinez. Die Nachfahren der einstigen Herrscher des Osmanenreiches blicken seit dem Sturz der Dynastie auf entbehrungsreiche Zeiten zurück. «Die Prinzen und Prinzessinnen waren auf kein normales Leben vorbereitet, hatten ja keine Berufe erlernt und waren im Exil zu stolz, um zu betteln», sagt Kenizé Mourad, auch sie eine Osmanenprinzessin. Mit Büchern über den Untergang der Dynastie und dessen Auswirkungen, ist sie zu einer Bestsellerautorin geworden, ihre Werke wurden in mehr als dreissig Sprachen übersetzt. Sie erzählt von einem Onkel, der damals im Libanon Selbstmord beging, weil er komplett verarmt war. «Er war nicht der Einzige, der diesen Weg wählte.»

Bei der Begegnung mit den fünf Damen im Garten in Südungarn zeigt sich, dass diese ganz normale Existenzen mit bürgerlichen Sorgen führen, ein Leben, in dem das Geld nie auf den Bäumen wuchs. Fast schon ein Wunder schiene es ihnen, falls sie einmal erben sollten. Als wäre es eine Geschichte aus «Tausendundeiner Nacht».

Die Familie prozessiert seit bald hundert Jahren, genauer gesagt seit Februar 1920. Die Komplexitäten des Dossiers haben schon Generationen von Rechtsgelehrten und Richtern von Grossbritannien bis nach Israel Kopfzerbrechen bereitet, natürlich erst recht in der Türkei. Lange vor dem umstrittenen Gesetz Nr. 431 von 1924, bereits 1909, wurde Abdülhamid II. enteignet, weil er zu versuchen gewagt hatte, die damalige Regierung der Jungtürken zu stürzen – die ihn zuvor entmachtet hatte. Er selbst scheint diese Enteignung nie angefochten zu haben.

Die Erben zogen nach seinem 1918 erfolgten Tod ab 1920 vor Gericht und argumentierten – später auch in letztlich erfolglosen Prozessen gegen die britische Kolonialverwaltung im Irak und in Palästina –, dass diese Enteignungsverfügung von 1909 nie offiziell veröffentlicht worden sei, also nie Gesetzeskraft erlangt habe. Zudem habe sie gegen die damalige Verfassung verstossen. Doch alle Gerichtsverfahren, jene, die die Erben gewannen, genauso wie jene, die sie verloren, führten zu nichts.

Am Sarg des Prinzen

Jetzt aber wagen sie zu hoffen. Denn das osmanische Erbe als kultureller Wert ist in der Türkei mittlerweile inoffizielle Regierungsdoktrin. Als 2009 Familienoberhaupt Osman Nami Osmanoglu starb, bekam er so etwas wie ein Staatsbegräbnis. Der damalige Ministerpräsident und heutige Staatschef Recep Tayyip Erdogan kam und trug mit seinen Ministern des Prinzen Sarg. Und dies nährt die Hoffnung der Familie: dass der türkische Staat die Ansprüche der Nachkommen rechtlich anerkennt.

Es geht den meisten der Nachkommen nicht nur um finanzielle Gerechtigkeit, sondern vor allem um Respekt und Wertschätzung. «Das, was der Familie seit dem Gang ins Exil versagt geblieben ist», meint Mediha.

Das jetzige Verfahren begann mit einer Erbschaftsklage gegen das Finanzministerium im Jahr 2010. Ein Erfolg am 26. September würde bedeuten, dass das Gericht die Ansprüche der Familie anerkennt. Es geht unter anderem um einige der spektakulärsten Immobilien Istanbul: Rechtsanwältin Aysegül Topuz nennt auf Anfrage der *Weltwoche* das Istanbuler Hippodrom, also die Pferderennbahn, und die luxuriöse Schwimmbadinsel Galatasaray Adasi im Bosphorus als Gegenstände des Rechtsstreits. ○

«Meine erste SMS mit der Kanzlerin»

Patricia Riegel war zwanzig Jahre lang Chefredaktorin der *Bunten*, des erfolgreichsten People-Magazins im deutschsprachigen Raum. Sie spricht über Angela Merkel, Karl Lagerfeld und den journalistischen Wert einer Putzfrau. Von *Claudia Schumacher* und *Hans Schuermann* (Bild)

«Wie schön», sagt Patricia Riegel mit Blick auf die alten Bücher, als sie in der Bibliothek ihres Zürcher Hotels für das Interview eintrifft. Gleich zieht sie neugierig eines aus dem Regal. Riegels Energie ist jugendlich. Bis Juli 2016 war sie Chefredaktorin der *Bunten* und verantwortete auch das Modemagazin *In Style*, das sie vor siebzehn Jahren in Deutschland einführte. Heute ist die 67-jährige Herausgeberin der Gruppe Burda Style. Das Sommerfest der *Weltwoche* hat sie und ihren Lebenspartner, *Focus*-Mitherausgeber Helmut Markwort, nach Zürich geführt. Die beiden leben in München und am Starnberger See mit Hund, drei Katzen – und einer Bibliothek mit geschätzten 40 000 Büchern.

Aus Ihren Editorials lächelten Sie stets sympathisch entgegen. Frühere Mitarbeiter schwärmen von Ihnen. Wie haben Sie das angestellt?

Wahrscheinlich bin ich mit einer grossen Portion Optimismus ausgestattet. Ich bin neugierig auf Menschen und mag Menschen. Ich versuche sie zu verstehen und ihr Handeln zu begreifen. Manchmal geht es mir so, dass ich eine Person plötzlich instinktiv erfasse, als könnte ich durch viele Schichten hindurchsehen. Das erzeugt Mitgefühl, manchmal auch Mitleid. Deswegen fehlt mir manchmal die Härte.

Unter Ihrem Vorgänger war die *Bunte* zynisch und ging Prominente hart an. Viele zweifelten an Ihrer Eignung als Chefin.

Wer freundlich und verständnisvoll mit anderen umgeht, wird leicht unterschätzt. Ich muss da immer an einen Roman von Vicki Baum denken: «Vor Rehen wird gewarnt». Da geht es um eine scheinbar sanfte Frau, die aber über ein Rückgrat aus Stahl verfügt. Weil ich selbst lange freie Autorin war, habe ich oft genug erlebt, wie respektlos sich Chefs verhalten haben. So wollte ich nie sein. Jeder Kollege sollte sich akzeptiert fühlen. Nur wenn es ums journalistische Handwerk ging, um Fakten, war ich unerbittlich. Der Beruf des Journalisten bedeutet eine besondere Verantwortung. Eine scheinbar witzige Formulierung wie «Der ist privat ganz schön umtriebiger» kann für die Betroffenen eine Katastrophe auslösen. Wir müssen immer darüber nachdenken, was unsere Geschichten für die Familie, die Kinder, die Freunde des Prominenten bedeuten.



«Bloss keine Schwäche zeigen»: Society-Journalistin Riegel.

Uschi Glas, Veronica Ferres, Karl Lagerfeld: Sie sind mit vielen Prominenten befreundet. Ein beruflicher Konflikt?

Ein Verlag hat mich gefragt, ob ich jetzt nicht ein Buch schreiben will, möglichst mit all den Geschichten, die wir bei der *Bunten* zurückgehalten haben. Dieses Buch wird es nie geben. Ist eine tolle Geschichte es wert,

eine Freundschaft aufs Spiel zu setzen? Oder einen guten Kontakt? Hier liegt doch für alle Journalisten ein Konflikt. Wir brauchen ein gutes Netzwerk, um an Storys heranzukommen. Eine grösstmögliche Nähe zu den Big Playern in allen Branchen und Gesellschaftsschichten. Wir müssen Vertrauen aufbauen, und manchmal entsteht daraus mehr, eine

Freundschaft. Wie geht man mit dieser Nähe um, wenn jetzt eben dieser Prominente im Brennpunkt eines Skandals steht? Da stösst man oft an seine Grenzen. Man will professionell sein, aber auch ein verlässlicher Freund. Kontakte sind das A und O in unserer Branche. Informanten müssen geschützt werden.

Politisch stehen Sie fest hinter Angela Merkel. Eine Freundin von Ihnen?

Das würde ich jetzt so nicht formulieren. Ich schätze die Kanzlerin sehr und hoffe, dass es umgekehrt auch so ist. Ich habe sie einige Male getroffen, bevor sie Kanzlerin wurde. Mir hat ihre klare Haltung immer gefallen. Sie bringt die Dinge auf den Punkt und ist so angenehm uneitel. Ihre Flüchtlingspolitik wird von vielen kritisiert, aber ich glaube, dass diese in einigen Jahren anders beurteilt wird. Angela Merkel wird als Kanzlerin in die Geschichte eingehen, die unbeirrbar darauf beharrte, dass es ein Akt der Menschlichkeit ist, Menschen, die vor Krieg, Elend und Hunger fliehen, zu helfen. Natürlich



«Sie ist so angenehm uneitel»: Maria Furtwängler, Angela Merkel, Patricia Riekel (v.l.), 2007.

«Wer freundlich mit anderen umgeht, wird leicht unterschätzt.»

sind mit der Flüchtlingswelle auch Menschen nach Deutschland gekommen, die unsere Grosszügigkeit und Hilfsbereitschaft ausnutzen wollen. Das gibt uns aber nicht das Recht, Flüchtlinge wie menschlichen Müll zu behandeln.

Wie erleben Sie die Kanzlerin privat?

Einmal trafen wir uns zufällig am Flughafen. Ich hatte mein erstes Handy, es ist also schon ziemlich lange her, und habe versucht, eine SMS zu verschicken. Angela Merkel hat mir gezeigt, wie das funktioniert. Und dann habe ich gemeinsam mit Frau Merkel meine erste SMS verfasst.

Danach sind Sie zusammen in die Ferien geflogen?

Das wäre eine schöne Fortsetzung dieser Geschichte gewesen. Nein, sie ist sehr zurückhaltend mit allen persönlichen Kontakten. Bei offiziellen Auftritten wirkt sie auch stets ernst, beherrscht und kühl. Aus ihrem Umfeld weiss ich aber, dass sie privat sehr amüsant sein kann. So habe ich das auch bei einigen Begegnungen mit ihr erlebt. Wenn man mit der Kanzlerin ein Interview macht, gibt es hinterher immer einige private Momente. Man kann sich dann mit ihr ganz normal unterhalten. Sie interessiert sich für das, was einen beschäftigt und was in der Szene so alles passiert.

Glauben Sie, eine Frau muss heute immer noch ihre Weiblichkeit an der Garderobe abgeben, um ernst genommen zu werden?

Als Kanzlerin auf jeden Fall. Angela Merkel ist die erste Frau, die Deutschland regiert.



«Leidenschaft»: mit Veronica Ferres (M.), 2008.



«Besonderes Erlebnis»: mit Karl Lagerfeld, 2010.



«Grösstmögliche Nähe»: mit Uschi Glas, 2010.

Der Preis dafür: bloss keine Schwäche zeigen. Wir erleben das doch gerade bei Hillary Clinton: Ein Schwächeanfall, und schon wird angezweifelt, dass sie für eine Präsidentschaft tauglich ist. Es ist eben so: Frauen müssen immer noch besser als Männer sein, wenn sie mit ihnen um Jobs in der Oberklasse konkurrieren. Ein Kanzler wie Schröder durfte Mann sein, Sprüche reissen, Zigarre rauchen, den Macho raushängen – und die Wähler haben es geliebt. Bei Angela Merkel kann man sich das umgekehrt nicht einmal vorstellen. Als sie einmal in einem Abendkleid unerwartet Décolleté zeigte, war das Anlass für unzählige hämische Kommentare.

Auch Angela Merkels Mann hat eine Pionierrolle inne. Wie ist es für ihn unter all den First Ladies?

Er macht das sehr routiniert. Erstaunlich für so einen hochangesehenen Wissenschaftler wie Professor Sauer, der sicher nicht der typische Prinzgemahl ist. Ich denke, dass sich da zwei Menschen auf Augenhöhe begegnen.

Unter Ihrer Regie brachte die *Bunte* erstmals Politiker aufs Cover. Warum?

Das ist nicht ganz richtig, auch früher gab es schon Politiker auf dem Cover, aber sie tauchten nicht so häufig und privat auf wie

in den letzten Jahren. Das hing auch mit dem Umzug der Regierung nach Berlin zusammen. Berlin bot ein neues aufregendes Biotop für die Politik. Das Private war plötzlich auch politisch – was hat der Minister für eine Partnerin und wer sind seine Freunde? Beeinflusst sein Privatleben seine politischen Entscheidungen? In Bonn lebten die Politiker wie unter einer Glasglocke, in Berlin ging es auf einmal um Transparenz. Die Politiker haben schnell begriffen, dass man als zum Beispiel sympathischer und zuverlässiger Ehepartner mehr Wählerstimmen sammeln kann als durch eine noch so ausgeklügelte Gesundheitsreform, die niemand richtig versteht.

Helmut Kohl soll nur dann mit seinen Söhnen gespielt haben, wenn Journalisten und Fotografen zugegen waren.

Viel Zeit hat er für sie jedenfalls nicht gehabt, aber solche Foto-Lovestorys sind ja bei Politikern beliebt: mit den Kindern und Ehepartnern im Urlaub, möglichst in der unberührten Natur. Dann gibt es solche, die mit der neuen Liebe in den Pool springen, und andere, die sich mit der Eisenbahn oder im Weinkeller fotografieren lassen. Die Botschaft lautet: «Schaut her, ich bin ganz normal, wie ihr. Ein Kumpel, dem ihr vertrauen könnt.» Was Politiker – und überhaupt die meisten Prominenten – nicht so schätzen,

ist, wenn private Situationen mit dem positiven Image kollidieren. Wenn etwa das Image eines christlich geprägten Politikers durch ein uneheliches Kind gefährdet ist.

Zuletzt beleuchtete die *Bunte* die privaten Turbulenzen des deutschen Justizministers Heiko Maas, der seine Frau für Schauspielerin Natalia Wörner verliess. Ist das relevant für die Öffentlichkeit?

«Wenn wir die grossen Probleme der Welt lösen wollen, müssen wir bei den kleinen beginnen.»

In diesem Fall schon, weil es von Bedeutung ist, wenn das Privatleben eines Spitzenpolitikers sich so dramatisch verändert, er Frau und Kinder für eine prominente Schauspielerin verlässt. Als Wähler wollen wir doch wissen: Wie geht ein Mann mit so einer persönlichen Krise um? Anständig oder zögerlich? Lässt das Rückschlüsse auf sein politisches Handeln zu? Es geht um Integrität und Verlässlichkeit.

Wie oft mussten Sie vor Gericht?

Es gibt Prominente, die in der Redaktion anrufen, wenn sie nicht oft genug in der Society-Berichterstattung auftauchen. Und die gleichen Prominenten rufen sofort ihren Anwalt an, wenn es mal Negatives über sie



Stiftung

■ LILIENBERG ■

Unternehmerforum

- Ruhe und Privatsphäre
- Behaglichkeit und Stil
- Inspiration und Performance

Treffpunkt für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft!

www.lilienberg.ch



Lilienberg Unternehmerforum, Blauortstrasse 10, 8272 Ermatingen

Telefon +41 71 663 23 23, Fax +41 71 663 23 24, E-Mail: info@lilienberg.ch, www.lilienberg.ch

zu berichten gibt. Aber die *Bunte* ist schliesslich kein Streichelzoo für Stars, die ihr Image aufbessern wollen. Wer die Öffentlichkeit für seine Geschäfte braucht, weil er Künstler, Politiker, Sportler oder Manager ist, muss damit leben, dass sowohl über Aufstiegs- wie auch Abstiegsprozesse berichtet wird.

Was sind Ihre Erfolgstipps für Frauen?

Vor allem, sich nicht einschüchtern lassen und nicht zu bescheiden sein. Männer reden über ihre Projekte, geben gerne auch mal mit ihrem Erfolg an. Das ist nicht männerfeindlich gedacht, es hat ja durchaus Sinn, für sich selbst zu trommeln. Frauen tun sich schwer damit, auf ihren Erfolg hinzuweisen. Männer haben Netzwerke, Frauen verlassen sich nur auf sich selbst. Es gibt auch immer wieder einen herablassenden Ton bei manchen Männern gegenüber Frauen, die nach oben wollen, dagegen muss man sich wehren.

Und wie hält man sich über Jahre hinweg an der Spitze?

Das geht nur mit sehr viel Leidenschaft. Nur sie lässt dich auch all die Leiden ertragen. Gerade für Frauen kommt die grosse Prüfung erst nach dem Aufstieg. Du wirst andere überholen, und viele werden sich abwenden. Gerade Frauen fällt es schwer, sich von Gruppen zu distanzieren, in de-

nen sie sich wohl fühlen. Aber wer Macht über das Leben anderer hat, wird immer misstrauisch beäugt. Sehr wichtig finde ich es, dass man sich nicht härter gibt, als man ist. In der Redaktion war es ein offenes Geheimnis, dass man mich leichter überzeugen konnte, wenn man mit einem Hund oder einem Keks in meinem Büro erschien.

Unter Ihnen verkaufte die *Bunte* jahrelang etwa 100 000 Hefte mehr als unter Ihrem Vorgänger. Bei kniffligen Fragen sollen Sie stets Ihre Putzfrau angerufen und um ihre Meinung gebeten haben.

Das ist eine schöne Legende, aber als Journalist sollte man viele Meinungen einholen, nicht nur in der Gruppe der Gleichgesinnten recherchieren. Unter Menschen gehen, sie beobachten, sich unterhalten – das ist doch die Grundlage unseres Berufs. Wenn wir über Titel diskutiert haben, hat immer jemand einen Freund oder eine Freundin angerufen, manchmal auch die Putzfrau.

An anderen Tagen gehen Sie wiederum mit Karl Lagerfeld essen.

Ein Mittagessen mit ihm ist immer ein besonderes Erlebnis. Er ist so ein ungewöhnlicher Mensch, der sich für alles interessiert: Kunst, Mode, Design, Politik. Er hat in seinen verschiedenen Domizilen ungefähr 250 000 Bücher. Und er weiss, wo jedes liegt. Man sollte schon gut informiert sein, wenn

man ihn trifft. Wer nicht auf der Höhe der Zeit ist, langweilt ihn. Was ich an ihm schätze: Er ist eine unabhängige Persönlichkeit.

Wer war die interessanteste Persönlichkeit, die Sie bisher getroffen haben?

Ich habe viele spannende Menschen getroffen, aber ich erinnere mich gerne an meine Begegnung mit Bill Clinton im Weissen Haus. Er besitzt die Fähigkeit, sich total auf sein Gegenüber zu konzentrieren, er schaut dich so durchdringend an, dass du das Gefühl hast, er interessiert sich wirklich für dich. Das dauert vielleicht nur einige Sekunden, aber man fühlt sich wertgeschätzt. Und er strahlt eine besondere Männlichkeit aus. Schöne Frauen, das kann er nicht verbergen, ziehen ihn magisch an.

Jetzt, wo Sie mehr Zeit haben: Wann können wir Ihren ersten Liebesroman lesen?

Schreiben wird immer ein Teil meines Lebens sein. Ich will in Menschen hineinschauen, verstehen und erklären, warum sie sind, wie sie sind. Ein Liebesroman? Warum nicht. Momentan beschäftige ich mich mit der Idee zu einem Drehbuch. Mich interessiert auch Lokalpolitik. In dem Dorf, wo wir unser Haus haben, wird zurzeit heftig diskutiert, ob man für ein Seniorenheim alte Bäume fällen darf. Wenn wir die grossen Probleme der Welt lösen wollen, müssen wir bei den kleinen beginnen. ○

HONDA
The Power of Dreams

DIE NEUEN SUV-MODELLE VON HONDA

LEASING ab 0%



HR-V
AB CHF 24 500.-



CR-V
AB CHF 25 900.-

Eco-Bonus je nach Modell, gültig bis 30.09.2016. CR-V 1.6 i-DTEC Comfort 2WD, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 29 900.-, – Eco-Bonus CHF 5000.-, ergibt CHF 24 900.-. Monatliche Leasingrate bei einer freiwilligen ersten Leasingrate von 30% des Katalogpreises, einer jährlichen Fahrleistung von 10 000 km und einer Leasingdauer von 36 Monaten: CHF 99.-/Monat. Jährliche Gesamtkosten bei einem Zinssatz von 0% (effektiver Zinssatz 0,1%): CHF 9.- (exkl. Amortisation und Versicherung des Leasingobjekts). Leasingverträge werden nicht gewährt, falls diese zur Überschuldung der Konsumentin oder des Konsumenten führen. Finanzierung durch die Cembra Money Bank. Gesamtverbrauch kombiniert: 4,4 l/100 km. Benzinäquivalent: 4,9 l/100 km. CO₂-Emissionen gemischter Zyklus: 115 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen: 139 g/km). Energieeffizienz-Kat.: A (Foto: CR-V 1.6 i-DTEC 4WD Executive, 5 Türen, 160 PS, 1597 cm³: Katalogpreis: CHF 41 800.- Gesamtverbrauch: 5,1 l/100 km. Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km. CO₂-Emissionen: 133 g/km. Energieeffizienz-Kat.: C). HR-V 1.6 i-DTEC Comfort, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 25 000.-, – Eco-Bonus CHF 500.-, ergibt CHF 24 500.-. Gesamtverbrauch: 4,0 l/100 km. Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km. CO₂-Emissionen: 104 g/km Energieeffizienzklasse: A (Foto: HR-V 1.6 i-DTEC Executive, 5 Türen, 120 PS, 1597 cm³: Katalogpreis CHF 31 500.-, Gesamtverbrauch: 4,1 l/100 km. Benzinäquivalent: 4,5 l/100 km. CO₂-Emissionen: 108 g/km. Energieeffizienz-Kat.: A).



Mann für die wichtigsten Momente: US-Open-Sieger Wawrinka.



Ikone der Woche

Besser als Roger

Von Thomas Renggli

Er war der glücklose Ritter des Welttennis, der Mann der knappen Niederlagen und des heroischen Scheiterns. Stan Wawrinka schien als der ungeküsste Prinz in die Geschichte des Schweizer Sports einzugehen – ein herausragender Könnler zwar, doch im Schatten der Überfigur Roger Federer blieb ihm lange nur eine Nebenrolle. Als er am Australian Open 2013 im Achtelfinale in fünf Sätzen an Novak Djokovic scheiterte, sprach Wawrinka vom «besten Spiel seines Lebens».

Eine Niederlage als Höhepunkt eines Sportlers, der in jeder anderen Dekade als Schweizer Ausnahmeathlet gefeiert worden wäre? Das konnte es nicht sein. Im November 2013 intensivierte Wawrinka die Zusammenarbeit mit seinem Trainer Magnus Norman. Der besonnene Schwede vermittelte dem oft ungestümen Westschweizer jene Sicherheit und Ausgeglichenheit, die in der atemberaubenden Leistungsdichte an der Spitze des Männertennis zum zweiten Schnauf verhelfen können.

Wawrinka, Nachkomme von deutschen Einwanderern und auf einem Bauernhof in Saint-Barthélemy aufgewachsen, stürmte am Australian Open 2014 zum ersten Major-Sieg. Die Krönung seiner besten Saison folgte im Dezember in Lille. Als im Davis-Cup-Finale das ganze Land besorgt auf Roger Federers Rücken startete, übernahm Wawrinka die Rolle des Leaders, ebnete mit dem Startieg das Terrain und half auf dem Vorbeiweg seinem havarierten Kollegen wieder auf die Beine.

Symbolträchtig war sein zweiter Grand-Slam-Triumph 2015 in Paris. Auf der roten Erde von Roland Garros leitete er mit dem Viertfinalsieg gegen Federer so was wie die Wachtablösung im Schweizer Tennis ein. «From zero to hero», schrieb ein amerikanisches Internetportal nach Wawrinkas Finalsieg gegen Djokovic.

Fünfzehn Monate später gewinnt «Stan the Man» in Flushing Meadows wieder gegen Djokovic – und mit dem US-Open seinen dritten Grand-Slam-Titel. Die BBC befördert ihn zu einem der «Big 5», sieht ihn damit auf einer Stufe mit Federer, Djokovic, Nadal und Murray.

Wawrinka ist der Mann für die wichtigsten Momente. Die vergangenen elf Finalsiege hat er allesamt gewonnen. Vor allem kann er einen der ältesten Menschheitsträume erfüllen – die Zeit zurückdrehen. Mit 31 Jahren ist er erst der fünfte Spieler, der nach dem dreissigsten Geburtstag mehr als ein Grand-Slam-Turnier gewinnt – nach Ken Rosewall, Rod Laver, Andre Agassi und Jimmy Connors. Allein diese Auflistung zeigt, auf welchem Stern Stan Wawrinka angekommen ist.

«Veritable Kernschmelze»

Betrug, Verheimlichung, uneheliches Kind: Ein Seitensprung wie jener des früheren CVP-Chefs Christophe Darbellay ist in erster Linie eine private Tragödie. Wie können Ehen so etwas überstehen?
Von Claudia Schumacher

Sie durfte eine gewisse Sicherheit erwarten, als sie den CVP-Politiker heiratete. Einen Mann, der öffentlich von Familienwerten spricht. Einen, der sich später in Interviews als «Pampers-Experte» ganz stilecht mit ihr und den drei gemeinsamen Kindern inszenieren sollte. Die hübsche Juristin Florence Carron Darbellay lebte in einer heilen Welt – so schien es zumindest. Was sie Anfang September wohl empfand, als ihr Mann ihr das Geständnis machte, dass er sie betrogen hatte und die andere Frau ein Kind von ihm erwartet? Wie rührt man in diesem Wissen am nächsten Morgen dem gemeinsamen zweijährigen Söhnchen den Frühstücksbrei an, ohne die Fassung zu verlieren?

Macht und Sex

«Ein solches Ereignis ist eine veritable Kernschmelze, die eine archaische Eigendynamik entwickelt», sagt der Berner Paartherapeut und Autor Klaus Heer dazu. «Besonders in den ersten Augenblicken ist sie kaum beherrschbar. Sicher nicht von den unmittelbar Betroffenen selbst. Wenn professionelle Assistenz je sinnvoll ist, dann jetzt.»

Wie auch immer sich Frau Darbellay momentan von einem Tag zum nächsten hangelt: Sie hat sich entschieden, ihren Mann nicht zu verlassen. Ob für die Kinder, die Liebe oder die Politik: Die Darbellays wollen auf jeden Fall zu zweit weitermachen. Einfach wird das kaum werden. Eine Frau wie Rita Marley, welche die zahlreichen ausserehelichen Nachkommen (offiziell 12, laut Schätzungen 22–46 Kinder) ihres weltberühmten Gatten Bob mit liebenden Armen empfing, ist im 21. Jahrhundert und in unserem Kulturkreis kaum vorstellbar.

«Der enttarnte Fremdgänger hat nur drei Möglichkeiten: aushalten, aushalten, aushalten!», so Heer. «Aushalten, was an Misstrauen, Erschütterung und Schmerz, Enttäuschung, Wut und Rache aus dem Betrogenen herausbricht. Aushalten und standhalten und da sein.» Wer sich wortreich rechtfertigt, sich entschuldigt oder den Betrogenen und die Beziehung verantwortlich mache, unterminiere die Chancen für einen Neustart der Beziehung.

Macht und Sex gehen eine Verbindung ein, die auf viele unwiderstehlich wirkt. Es ist, als potenzierten sich die beiden Triebe bei vielen Männern gegenseitig. Womöglich war es der eigentliche Machthöhepunkt, als sich Bill Clinton von der Praktikantin im Oval Office oral befriedigen liess. Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer zeugte wie Darbellay ein



Böse Tage: Ehepaar Carron Darbellay.

uneheliches Kind, und US-Demokrat Anthony Weiner opferte seiner sogenannten Sexting-Sucht zuerst die eigene Karriere und lässt jetzt sogar zu, dass sie dem Image seiner Frau und damit auch deren Chefin, Hillary Clinton, schadet. Auch in der Schweiz stolperte ein Geri Müller über seine Nackt-Selfies.

Natürlich sorgen nicht nur Politiker für prominente Untreue-Skandale. Unvergessen ist der tiefe Fall des früheren CEO der Luzerner Kantonalbank, Bernard Kobler, der seine aussereheliche Geliebte (eine Ex-Prostituierte) laut deren Angaben mit Geld und Druck zur Abtreibung gedrängt haben soll und nach Publikwerden der brutal schlecht gehandhabten Affäre seinen Job verlor. Aber wie kann ein Mann, der in der Öffentlichkeit steht, für Sex überhaupt so viel riskieren? Dass Untreue für Politiker und Wirtschaftsbosse noch gefährlicher ist als für Showstars oder normale Ange-

stellte, dürfte vor der Verführung klar sein. Hugh Grant (mit einer Prostituierten), Ben Affleck (mit einer Nanny), Jude Law (mit einer Nanny): All diese fremdgehenden Schauspieler verdienen ihr Geld nicht zuletzt damit, sexy zu sein. Selbst wenn die Partnerinnen nicht immer verzeihen: Die Fans sind nachsichtig. Politiker und Unternehmer, auf deren Wort sich Wähler und Aktionäre hingegen verlassen müssen, tragen bei Affären schnell einen gravierenden Imageschaden davon. Neben der privaten Misere kommt die berufliche Dimension hinzu. Wieso passiert es ihnen dennoch immer wieder?

«Macht macht sexy», so Paartherapeut Heer. «Für manche Frauen ist dieser Reiz unwiderstehlich. Und manche Politprofis sind anfällig für derlei narzisstische Versuchungen. Allerdings sind auch die gewöhnlichen Leute nicht gefeit vor solchen Vorfällen.» Vielleicht lässt

sich das Phänomen bei Politikern so erklären: Aufgrund ihrer Macht sind sie für viele Frauen attraktiver als normale Männer – mehr Versuchung macht mehr Risikobereitschaft verständlich. Dass Normalsterbliche aber nicht besser sind als «die da oben», beweisen Untreuestudien. In Befragungen gibt etwa die Hälfte aller Männer und Frauen an, schon einmal einen Partner betrogen zu haben. Wie kann man dem Beziehungs-Super-GAU vorbeugen? «Prophylaxe ist da nur ein frommer Wunsch», meint Heer mit Blick auf seine langjährige Praxiserfahrung. «Es sind nicht die Paarprobleme, die Leute untreu werden lassen, sondern die Verlockung von aussen.»

Schätzungsweise sechzig bis siebenzig Prozent der von Untreue gebeutelten Paare überstünden aber die Erschütterung. «Vielleicht, weil sie sich rechtzeitig daran erinnerten, was sie sich einst bei ihrer Hochzeit geschworen hatten: <Wir halten zusammen in guten und in bösen Tagen.>» In diesen bösen Tagen lernten beide einander von einer krass neuen Seite kennen. «Und sie spüren endlich wieder einmal richtige zweisame Hitze», so Heer.

Nicht nur Freunde

«Im Zeitalter von Online-Dating und unkomplizierter Smartphone-Kommunikation ist es leichter denn je, ein Doppelleben zu managen», glaubt die Deutsche Linda-Tabea Vehlen, die einen Online-Bezahldienst für betrogene Frauen anbietet. «Wen datet er noch?» heisst das persönlichkeitsrechtlich und ethisch fragwürdige Internetportal. In einer Datenbank haben die Nutzerinnen Informationen zu Hunderttausenden untreuer Männer hinterlegt. Ist eine Frau unsicher, ob ihr Partner ein Betrüger ist, kann sie in der Datenbank nach ihm suchen. Zudem bietet Vehlen Telefonberatung für Betrogene an. Ihr Rat?

«Frauen neigen zum Kopfkino. Sie malen sich aus, wie der Mann in seidigen Laken mit der viel schöneren anderen, einer Art Märchenfigur, zugange ist. Nur wer das Kopfkino irgendwann ausschalten kann, sollte bleiben. Schliesslich ist Verbitterung keine Option, die irgendwen glücklich sein lässt», so Vehlen.

«Gute Menschen in guten Ehen haben Affären», schrieb die amerikanische Untreueforscherin Shirley P. Glass in ihrem zum Klassiker avancierten Werk «Die Psychologie der Untreue», das auf Englisch erstmals 2003 erschienen ist. In ihren Studien stellte Glass fest, dass «die Anfälligkeit für Seitensprünge in sehr kindbezogenen Familien besonders hoch ist». Ausserdem kommt es häufiger mit Freunden des anderen Geschlechts zum Seitensprung als mit Unbekannten in einer Bar. Der körperlichen Untreue geht meistens eine emotionale voraus. Ist es passiert, sollte man laut Glass dem Partner beichten und dessen Wunden nicht kleinreden, wenn die Beziehung noch eine Chance haben soll. ○



Pointe an Pointe: Kabarettist Vetter.

Humor

Geier vor der Abtreibungsklinik

Gabriel Vetter verhilft einer Form der Bühnenkomik zum Durchbruch, die bislang als nicht mit der Schweiz kompatibel galt: der Stand-up-Comedy. Von Rico Bandle

Allein schon der Besucheraufmarsch liess ahnen, dass sich hier etwas Besonderes abspielen würde. Die gesamte Schweizer Humorelite war an der Premiere von Gabriel Veters neuem Programm «Hobby» zugegen: Hazel Brugger, Viktor Jacobbo, Güzin Kar, Michel Gammenthaler, Knackeboul und viele mehr. Und tatsächlich konnte sich der Abend als wegweisend für die hiesige Komik erweisen: als Durchbruch der Stand-up-Comedy – der anspruchsvollsten aller Humorgattungen – in der Schweiz. Vetter stand während der gesamten Vorstellung allein im schwarzen T-shirt auf der leeren Bühne im Casinotheater Winterthur: ohne Kostüm, ohne Musikintermezzo, ohne Video-Einspieler – einfach nur er und der Mikrofonständer.

Diese reduzierte Form galt lange Zeit als nicht mit der Schweiz kompatibel. Nur schon die Sprache und die limitierte Redegewandtheit schienen unüberwindbare Hürden darzustellen. In den letzten Jahren änderte sich das langsam, zunehmend versuchten sich auch Schweizer in diesem anspruchsvollen Genre. Allerdings gelang es bislang nur den wenigsten, ein Programm zu gestalten, das ganze neunzig Minuten lang trägt. Doch jetzt kommt Vetter. Rasch zeigt sich: Wenn es in der Musik so etwas wie Stadion-Rock gibt, so macht Vetter Stadion-Comedy. Der Komiker bringt Energie in einem

Ausmass auf die Bühne, dass auch grosse Hallen damit erfüllt würden. Sein Oberkörper ist leicht nach vorne geneigt, als drängten seine aberwitzigen Geschichten richtiggehend nach aussen.

Meistens erzählt Vetter dabei von sich selbst. Oder von seiner Familie. Ein Kind zu bekommen, sei, wie einer Sekte beizutreten, sagt er in seinem Schaffhauser Dialekt, man lebe plötzlich sexuell abstinente, versuche alle vom Glück des Kinderhabens zu überzeugen und befolge abstruse Regeln wie: «Es gibt kein Babybel-Käschen, bevor der Dinosaurier nicht im Wandschrank versorgt ist!» Als Vater stösst er auf lauter Absonderlichkeiten. Pippi Langstrumpf sei ein renitentes Mädchen, das auf Kosten des reichen Vaters in einer grossen Villa lebt, sie sei ja wie Carl Hirschmann. So bodenständig Veters Komik auch ist, manchmal blitzt in seiner Darbietung noch der Satiriker Vetter auf, wie man ihn unter anderem aus seinen Radiokolumnen auf SRF 1 kennt. Zum Beispiel, wenn er den Unterschied zwischen Ironie und Humor erklärt: «Nistet sich gegenüber der Abtreibungsklinik ein Storch ein, so ist das Ironie; ist es ein Geier, so ist das Zynismus.»

Die humoristische Achterbahnfahrt verläuft geschmeidig, Pointe reiht sich an Pointe. Am Ende stellt sich beim Besucher jenes Gefühl ein, das eine gelungene Vorstellung auszeichnet: das Bedauern, dass es schon fertig ist. ○



Unendlicher Fundus: Schriftsteller Cueni.

Literatur

Traum von einer unfreien Welt

Selten wagen sich Schweizer Autoren an die ganz grossen Themen unserer Zeit. Jetzt nimmt sich Claude Cueni in Hollywood-Manier die Islamisierung Europas vor.

Von Rico Bandle

Man hat den Islamophobie-Vorwurf schon nach wenigen Seiten in den Ohren. In Claude Cuenis neuem Roman «Godless Sun» überrennen Flüchtlinge Europa, der Islam breitet sich aus, mit ihm kommen Gewalt, verschleierte Frauen und Machtansprüche ins Land. Der Basler Autor erzählt die Geschichte einer Gesellschaft, die einknickt vor einer totalitären Ideologie, die irrtümlicherweise glaubt, wenn man den Fanatikern entgegenkomme, würden sie zufrieden sein und Ruhe geben.

Nach Michel Houellebecqs grossartigem Roman «Unterwerfung» ist ein solches Szenario nicht mehr die grosse Provokation, man ist gar geneigt, Cueni Nachahmung vorzuwerfen, doch dies wäre nicht richtig.

Wer in Cuenis Gedankenwelt eintauchen möchte, kann dies am Sonntagabend im Schweizer Fernsehen tun, wo in einem eindrücklichen Dokumentarfilm die Lebensgeschichte dieses unterschätzten Schweizer Autors nachgezeichnet wird. Cuenis Biografie enthält alle Zutaten einer gescheiterten Existenz: zerrüttete Kindheit, Missbrauch, Krankheiten, Unglück und Tod. Allein die Flucht in die Fantasiewelt hält ihn am Leben – damals als Kind genauso wie heute als Erwachsener.

Seine erfundenen Geschichten bewahrten ihn nicht nur vor dem Absturz, sie brachten ihm auch Wohlstand. Cueni verfasste historische Romane, schrieb Dutzende von erfolgreichen Filmdrehbüchern, entwickelte Computerspiele – alles mit Figuren aus dem unendlichen Fundus seiner Fantasiewelt. Im Dokumentarfilm sagt er, er habe manchmal das Gefühl, eine missratene Biografie und gute Bücher bedingen sich gegenseitig, um dann anzufügen: «Das ist natürlich super für die Leser, aber Pech für den Autor.» Seine 2014 erschienene Autobiografie «Script Avenue», an der sich der Film orientiert, ist eines der stärksten und berührendsten Werke der neueren Schweizer Literatur.

Gesellschaft im Wanken

Cueni ist im Leben nie etwas geschenkt worden, alles hat er sich selbst erarbeitet. Es grenzt an ein Wunder, dass er seinen Esprit, seinen Lebensdrang auch 2009 noch bewahren konnte, als bei ihm eine schwere Leukämie (Blutkrebs) diagnostiziert wurde und ihm die Ärzte keinerlei Überlebenschancen gaben. Weniger verwunderlich ist hingegen, dass ein Kämpfer wie er nicht mit ansehen kann, wenn wir unsere über Jahrhunderte erlangten Freiheitswerte

leichtfertig aufs Spiel setzen. Jeder, der ihm auf Facebook folgt, konnte beobachten, wie er sich zusehends radikalisiert hat, als er mehrere Jahre lang krankheitshalber zu Hause eingesperrt war und sein einziges Fenster zur Welt das Internet bildete.

Das neue Buch ist aber nicht einfach ein Machwerk eines Paranoiden. In «Script Avenue» schreibt Cueni richtigerweise: «Furchtlosigkeit ist eine Form der Fantasielosigkeit.» «Godless Sun» ist eine düstere Utopie, eine Kombination aus Houellebecqs «Unterwerfung» und Orwells «1984», fesselnd geschrieben und – trotz einiger Schwächen – eine präzise Zeitanalyse.

Im Zentrum der Geschichte steht Mitch, Autor von Groschenromanen, die unter Pseudonym erscheinen, in riesiger Auflage. Ob schon Mitch darunter leidet, keinerlei Anerkennung für seine Arbeit zu erhalten, ist er mit seinem Leben einigermaßen zufrieden. «Heftromane bieten Struktur und Orientierung. Sie helfen, zu akzeptieren, dass das Leben trostlos ist», sagt er. Und er zitiert Albert Camus: «Die Fantasie tröstet die Menschen über das hinweg, was sie nicht sein können, und der Humor über das, was sie tatsächlich sind.» Während er sich im Wochenrhythmus

Geschichten nach einem immergleichen Muster ausdenkt, gerät die Welt um ihn herum aus den Fugen: Die Einwanderung ist nicht mehr zu kontrollieren, unterbeschäftigte Migranten liefern sich Strassenschlachten, der religiöse Fundamentalismus breitet sich aus, das Machtgefüge in der Gesellschaft gerät ins Wanken. Es sind ironischerweise Migranten, die sich ob der Lethargie der Einheimischen die Augen reiben. Einer sagt: «Ihr Europäer seid schon ein lustiges Volk, ihr gebt ihnen Kost und Logis, und sie verteilen auf eurem Grund und Boden Hetzschriften, die ihre Brüder dazu auffordern, Christen, Juden und Atheisten zu töten.»

Der Meistererzähler ist in Hochform

In Houellebecqs «Unterwerfung» gehen die Linken eine unheilige Allianz ein mit den Islamisten, bei Cueni auch die christlichen Parteien. Als die Islamisten fordern, nicht nur Gotteslästerung, sondern auch die Leugnung Gottes unter Strafe zu stellen, stimmt auch «die Partei mit dem grossen C» zu: «unter der Bedingung, dass man den Jesusfiguren in den Kirchen nicht mehr heimlich die Köpfe abschlug».

In dieser aufgeladenen Stimmung wird Platz frei für neue Strömungen. Und hier kommt unfreiwillig der introvertierte Groschenromanschreiber ins Spiel. Vor Jahren ein-

mal hatte er in der Freizeit gänzlich erfolglos ein Buch darüber geschrieben, wie man ohne Religion glücklich leben kann: «Godless Sun». Plötzlich findet das Werk Anhänger, die es an die Spitze der Bestsellerliste katapultieren. Mitch hält Vorträge in vollen Sälen, diskutiert in TV-Sendungen. Die Sache wird immer grösser, entgleitet ihm zusehends: Gegen seinen Willen ist er zum Anführer einer Atheisten-Bewegung geworden, die je länger, je mehr sektiererische Züge annimmt. Wer mitmachen will, muss viel Geld bezahlen. Die Methoden

Die kapitalistische Anti-Gott-Sekte erweist sich als genauso radikal und gefährlich wie der Islamismus.

erinnern an jene von Scientology – und ja, auch der echte Scientology-Gründer, L. Ron Hubbard, war einst Groschenromanschreiber.

Cueni erklärt auf Nachfrage, dass er ursprünglich tatsächlich einen Roman entlang der Biografie Hubbards habe schreiben wollen, die Migrations- und Islamismussache sei erst später dazugekommen. Der Plot wird dadurch erst richtig spannend: Die kapitalistische Anti-Gott-Sekte erweist sich als genauso radikal und gefährlich wie die Islamisten – es kommt zur Hollywood-tauglichen Schlacht der Ideologien, einem Showdown apokalypti-

schen Ausmasses, bei dem der Meistererzähler Cueni zu Hochform aufläuft.

So unterhaltsam ein solch zugespitzter Religionskrieg ist, Cueni verpasst dem Buch damit einen Dreh, den er wohl nie beabsichtigt hat. Bei der Geschichte drängt sich nämlich eine kulturellrelativistische Interpretation auf: dass der heute verbreitete Islamismus als politische Ideologie nicht schlimmer ist als jede andere Religion auch. Es ist die verheerende Argumentation der europäischen Linken, die die Parallelgesellschaften erst ermöglicht hat: Die sind zwar schlimm, aber wir sind es genauso, deshalb steht es uns nicht zu, sie zu kritisieren.

Dennoch ist «Godless Sun» ein Buch zum Zeitgeschehen, das zu lesen sich lohnt: Es bringt die Verwirrtheit einer auf Toleranz und Freiheit getrimmten Gesellschaft zum Ausdruck, die plötzlich mit Menschen konfrontiert ist, die diese Werte grundsätzlich ablehnen. Oder wie es in «Godless Sun» heisst, als alles in Schutt und Asche liegt: «Sie benutzten die liberalen Gesetze der freien Welt, um ihren Traum einer unfreien Welt zu verwirklichen.»

Claude Cueni: Godless Sun. Offizin. 370 S., Fr. 35.90
Erscheint am 3. Oktober.

Selbstmitleid ist Zeitverschwendung. Dokumentarfilm über Claude Cueni von Michael Perricone:
Sonntag, 18. September, 21.40 Uhr, SRF 1



Meister
Werk

Brolo Campofiorin Oro 2012

*Rosso Verona igt
Masi Agricola – Veneto*

Jugendlicher Charme des Valpolicella.
Aromareiche Kraft alter Rebstöcke.
Wärmende Eleganz des Amarone.
Alles vereint – ein Terroir-Gedicht.

Bindella

CHF **12.40** netto
statt 15.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 9.10.2016

Bindella
la vita è bella



Kluft zwischen Seele und Körper

Die 1,4 Milliarden Einwohner Indiens stellen eine explosive Vielfalt dar. Was hält das Land zusammen? Eine Reise in eine Region, in der westliche Instinkte aussetzen.

Von Hans Ulrich Gumbrecht

Als ich an einem Morgen Mitte Juni um drei Uhr aus dem monumental-modernen Flughafengebäude von Mumbai trete, schlagen mir über dreissig Grad Hitze und eine schwere Luftfeuchtigkeit ins Gesicht. Trotzdem denke ich noch eine Woche später, die Worte «Enjoy the weather!» seien ironisch gemeint, mit denen meine Studenten – tatsächlich begeistert – auf einen graubedeckten Morgenhimmel in Hyderabad reagieren und auf den in diesem Jahr verspäteten Beginn des Monsunregens. Europäer oder Amerikaner brauchen Zeit, um sich an Indien zu gewöhnen – auch in Bezug auf einzelne Phänomene, die sie sofort verstehen. Zum Beispiel in Bezug auf die Idee einer Ferienwoche im Monsunregen, an die unser Hotel im südwestlichen Bundesstaat Kerala angepasst ist. Anders als den indischen Gästen fällt es uns aber – gegen besseres Wissen – schwer, nicht auf Sonntage zu warten, während wir abends als Einzige die schöne Bar besuchen – mit einer nie ganz beruhigten Befürchtung, als Alkoholiker identifiziert zu werden.

Die leere Bar (und auch der ebenso leere Workout-Raum) im Ferienhotel gehört zur Luxus-Peripherie des indischen Andersseins, von dessen Existenz wir – hinter einigen orientalistischen (oder sozialistischen) Stereotypen – erstaunlich wenig wissen. Wirklich unter die Haut geht vor allem die Bevölkerungsdichte des Landes, in dem gut das Fünfzehnfache der Einwohnerzahl Deutschlands (ein Fünftel der Menschheit) auf der nur neunfachen Fläche lebt. In Ballungszentren, wie beim Charminar in der islamischen Altstadt von Hyderabad, setzen die westlichen Instinkte räumlicher Orientierung aus. Sicher kann man sich bloss in den dreirädrigen Rikscha-Taxis fühlen, deren Fahrer eine schier übermenschliche Reaktionsgeschwindigkeit haben. Autos würden hoffnungslos stecken bleiben, und Fussgänger aus Zürich oder New York müssten bald – wie in übermächtigen Ozeanwellen – alle Kontrolle über den eigenen Körper verlieren.

Duft von Rosenwasser

Wenn die Rikscha im Schritttempo fahren muss (ganz zum Halten kommt sie nie), zieht jedes weisse Gesicht unzählige bettelnde Hände an, auf die man nicht (wie zu Hause) mit einer zufälligen Einzelgeste von Grosszügigkeit reagieren könnte, weil sich dann ihre Zahl in Sekundenschnelle gefährlich verviel-



Absolute Heterogenität: Strassenszene in Mumbai.

fachen würde. Der linke Arm des Fahrers, der selbst zu den Bedürftigen, aber nicht zu den Verzweifelten gehört, will die Körper um sein Fahrzeug wie Ungeziefer verscheuchen – was keine Erleichterung schafft, weil es nur zeigt, dass wir sie nicht wie Menschen behandeln können. Die meisten von ihnen lassen sich auch auf Distanz halten – ausser denen, die nichts mehr zu verlieren und deshalb auch nichts zu gewinnen haben. Das von Lepra zerfressene Gesicht einer Frau, deren Augen mich stellten, werde ich nie vergessen.

Aus der erstickenden Enge um den Charminar führt eine Seitenstrasse, die nur der Fahrer sieht, zu einer etwa 200 Meter entfernten Schranke, an der elegant uniformierte Wächter eine Art Kennwort erwarten – und uns auf ein Tor noch ein paar hundert Meter weiter verweisen. Meine Frau und ich steigen aus der Rikscha, gehen durch die nächste Kontrolle nach Flughafen-Art und werden von einer Kutsche mit zwei Pferden zu dem Hotelgewordenen Palast mit dem schönen Namen «Falaknuma» gebracht, an dessen Schwelle Rosenblätter aus der Höhe schweben und der Duft von Rosenwasser die Gäste begrüsst.

«Indien, Land der Gegensätze» wäre die Formel, die jetzt fast unvermeidlich scheint – und doch den Eindruck des Ganzen keineswegs trifft. Denn Indien ist absolute Heterogenität, so wie sich alles nebeneinander und in unvermittelter Nähe drängt: endlose Armutflächen von Menschen, die unter Fragmenten ewigblauer Plastikabdeckungen schlafen; Shopping-Malls in europäischem Stil und amerikanischer Ausdehnung; gewagte Formen neuester Architektur neben stinkenden Haufen von Dreck – und immer wieder Rohbauten, deren Besitzer der Kapitalfluss im Stich gelassen haben muss; aggressiv grüne Moscheen mit trompetengeformten Lautsprechern neben Hindu-Tempeln, die hinter orangefarbenen Flaggen zurückgezogen verkommen; dazwischen Ströme von jungen Männern im Kaftan und deren wahrscheinlich jüngeren Frauen, die nur durch die Augenschlitze ihrer Burkas auf den Rücksitzen der Motorräder präsent sind; Ladenbesitzer, die nicht mehr auf Kunden warten; und alte Männer beim Tee, die ihre Kleidung nicht mehr wechseln. Keine Strukturen und keine Gegensätze gibt es, alles ist da in dieser prallgefüllten Welt, ohne dass sich die

Dinge vermischen – sie sind nur da und nebeneinander.

Was macht aber dann die anmutige Sekretärin des Dekans, die jeden Tag mit einem andersbunten Sari und dem immergleichen Bindi-Punkt zwischen den Augenbrauen Tee und Snacks zu unseren Seminarpausen bringt; was macht Achmad, den Rikschafahrer, der besorgt ist über eine Welt, wo Muslime sich nicht mehr an Gebetsstunden halten und manche ihrer Frauen das Gesicht ohne Burka zeigen; und was macht meinen Kollegen Prafulla, der sich um das Seminar des nächsten Morgens sorgt, wenn er mich ein Bier trinken sieht; was macht sie alle in ihrer extremen Verschiedenheit zu einer Gesellschaft? Was lässt sie zu patriotischen Bürgern Indiens werden? Anders gesagt: Wie funktioniert Indien? Vor allem, denke ich, sind die meisten Inder ganz ohne

Die meisten Inder sind ganz ohne Selbstrelativierung und überzeugt, in der einzig richtigen Weise zu leben.

Selbstrelativierung und inmitten ihrer zentri-fugalen Verschiedenheit überzeugt, in der einzig richtigen Weise zu leben. Gandhi hatte diesen Glauben an das einzig richtige Leben verkörpert und steht in ungebrochen positiver Kollektiv-Erinnerung noch immer für ihn. Dies muss ein gemeinsamer Nenner unter der explosiven Vielfalt des Landes sein, dieser Glaube an das richtige Leben – der noch den Kellner beim Frühstück zur höflichen Imper-tinenz der Bemerkung veranlasst, mein Tee werde kalt, wenn ich mich so sehr auf die Zeitung konzentriere.

Als milliardenfach gelebte individuelle Existenzform trägt diese abstrakte Haltung von Gewissheit die Institutionen Indiens und hält sie am Leben. Sie gibt der Verfassung eine eindrucksvolle Autorität, die in beständigen Bezugnahmen erneuert und darin bestärkt wird. Eben deshalb verwechseln Inder nie ihre jeweilige Regierung, die von vielen kritisiert und politisch bekämpft wird, mit der Würde des Staats, welche unabhängig von den Politikern jeder Gegenwart bleibt. Dieser National-staat ist in den immergleichen Uniformen von Polizisten und Militärs allgegenwärtig, wäh- rend ihre kulturelle wie politische Differen- zierung die verschiedenen Bundesstaaten zu- gleich trennt und als Nation verbindet. Noch nie hat es in dem langen halben Jahrhundert seit der Unabhängigkeit eine Krise dieser be- sonderen Staatlichkeit gegeben.

Aussenpolitisch konzentriert sich Indien einfach auf die bestmögliche Stabilität in seinen (aus je verschiedenen Gründen) prekären Beziehungen zu den Nachbarländern, vor allem zu Pakistan und zur Volksrepublik China. Dabei scheint dann das interne Neben- einander der extremen Differenzierung in

einem Eindruck von nationaler Einheit und Homogenität zu verschwinden. Doch vor allem verschwindet auf globalem Niveau eine überwältigende demografische Substanz. Vierzehnhundert Millionen Menschen leben in diesem Land – ohne von aussen anders als in dieser abstrakten Zahl wahrgenommen zu werden. So hilft uns Indiens äussere Einheit, die Überbevölkerung des Planeten zu über- sehen – und darin könnte tatsächlich die wich- tigste globale Funktion des Landes liegen.

Erhabene Ungeschicklichkeit

Die vierzehnhundert Millionen Menschen, die dank Indien unwahrnehmbar werden, teilen, global und strukturell gesehen, das Schicksal jener zwanzig Prozent ihrer Mitbürger (bei- nahe dreihundert Millionen Menschen), die nach den bis heute gelebten hinduistischen Kastengrenzen in allen Regionen der indischen Gesellschaft und durch alle Religionen hin- durch als «Unberührbare» (als «Dalits» auch, das heisst «Gebrochene») von jeglichem direk- ten Kontakt mit den anderen ausgeschlossen sind. Wer in dieser Gruppe unter oder neben dem Kastensystem zur Welt gekommen ist, dem verspricht zwar das Gesetz – und die Real- ität – der indischen Gesellschaft Chancengleichheit, und es hat wirklich nie eine absolut effiziente Ausgrenzung oder Distanzierung in dieser Hinsicht gegeben. Andererseits sind die auf Inklusion ausgerichteten Funktionen der Verfassung und des Rechtssystems ja durchaus vereinbar mit einer Exklusions-Choreografie des Alltags, in der sich Angehörige einer eta- blierten Kaste nicht mit Dalit-Frauen oder Dalit-Männern an einen Tisch setzen – und sie schon gar nicht heiraten würden.

Niemand weiss, ob der Mehrheit der Inder ihr diskriminierendes Verhalten wirklich be- wusst ist. In Hyderabad begannen drei Stu- denten einen Hungerstreik, weil sie nationale Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken woll- ten, dass nur ein verschwindend geringer Pro- zentsatz der zur Universität zugelassenen Dalit ihr Studium je abschliessen. Diese drei Studenten wurden zwangsexmatrikuliert. Einer von ihnen erhängte sich auf dem wäh- rend der Monsunzeit von riesigen Pfützen übersäten «Business Center» des Campus. Er hinterliess einen Abschiedsbrief, dessen er- habene Ungeschicklichkeit spüren lässt, was es heissen muss, geboren zu werden, um zu verschwinden: «Ich verspüre eine wachsende Kluft zwischen meiner Seele und meinem Kör- per. Und ich bin zu einem Monster geworden. Für manche Menschen ist das Leben für sich ein Fluch. Dass ich geboren wurde, war ein tödlicher Unfall. Ich bin nicht verletzt. Ich bin nicht traurig, nur leer. Tot bin ich glücklicher als lebend.»

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien.

Nachruf



Gegen Gleichberechtigung: Aktivistin Schlafly.

Phyllis Schlafly (1924–2016) — Politik- wissenschaftlerin Phyllis Schlafly war die be- deutendste amerikanische Antifeministin. Bekannt ist fast nur die feministische Frau- enbefreiung, als deren Klassikerin Simone de Beauvoir gilt; unterschätzt wird der Bei- trag der nicht männerfeindlichen Antifemi- nistinnen zur Frauenemanzipation, unter denen auch Esther Vilar Weltrang erlangte. Den «Durchbruch» schaffte Phyllis Schlafly mit ihrem Kampf gegen den Militärdienst der Frauen. Sie begründete ihn mit unter- schiedlichen Lebensaufgaben von Mann und Frau. Damit punktete sie bei Pazifistinnen. Umstritten blieb sie beim Bekämpfen des Equal Rights Amendment, des amerikani- schen Verfassungszusatzes von 1971, analog dem Schweizer Gleichberechtigungspara- grafen, der über das Vernünftige hinaus Gleichstellungsbüros begünstigte. 1964 en- gagierte sich Schlafly mit einem Buch für den republikanischen Präsidentschaftskandida- ten Barry Goldwater, den lange verkannten Vordenker der «Reagan-Revolution». 1964 betätigte sich auch Hillary Rodham, heute Clinton, als rechtes «Goldwater-Girl». Da- mals ging es um eine auf Sieg ausgerichtete Strategie im Kalten Krieg. Schlaflys Sohn Andrew wurde bekannt durch die Netz- Enzyklopädie «Conservapedia». Von Donald Trump hält man wenig, weil er in der Politik kaum von einer geistig-moralischen Grund- lage ausgeht. Mit Phyllis Schlafly verliert die amerikanische Rechte eine Denkerin, die sich durch Sarah Palin nicht ersetzen lässt. Amerika hat ein Stück liberalkonservative Substanz verloren.

Pirmin Meier

Top 10

Knorrs Liste

1	The Light Between Oceans	★★★★☆
	Regie: Derek Cianfrance	
2	Sing Street	★★★★☆
	Regie: John Carney	
3	Médecin de campagne	★★★★☆
	Regie: Thomas Lilti	
4	Wiener-Dog	★★★★☆
	Regie: Todd Solondz	
5	Fuocommare	★★★★☆
	Regie: Gianfranco Rosi	
6	Vor der Morgenröte	★★★★☆
	Regie: Maria Schrader	
7	Jason Bourne	★★★★☆
	Regie: Paul Greengrass	
8	Toni Erdmann	★★★★☆
	Regie: Maren Ade	
9	Un homme à la hauteur	★★★☆☆
	Regie: Laurent Tirard	
10	Ben-Hur	★★★☆☆
	Regie: Timur Bekmambetow	

Kinozuschauer

1 (1)	Now You See Me 2	7437
	Regie: Jon Chu	
2 (2)	Suicide Squad (3-D)	6895
	Regie: David Ayer	
3 (-)	Nerve	5881
	Regie: Ariel Schulman, Henry Joost	
4 (4)	Mike & Dave Need Wedding Dates	5468
	Regie: Jake Szymanski	
5 (5)	The Secret Life of Pets (3-D)	3302
	Regie: Christ Renaud/Yarrow Cheney	
6 (6)	Jason Bourne	3216
	Regie: Paul Greengrass	
7 (8)	Mechanic 2: Resurrection	3140
	Regie: Dennis Gansel	
8 (-)	The Light Between Oceans	2767
	Regie: Derek Cianfrance	
9 (5)	Ben-Hur	2405
	Regie: Timur Bekmambetow	
10 (9)	Mother's Day	1556
	Regie: Garry Marshall	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	The Jungle Book (Disney)
2 (1)	Gods of Egypt (Ascot)
3 (3)	The Huntsman & The Ice Queen (Universal)
4 (4)	Allegiant – Die Bestimmung (1) (Ascot)
5 (5)	Batman vs. Superman (Warner)
6 (6)	Der geilste Tag (Warner)
7 (7)	Zoomania (Disney)
8 (8)	The Choice (Impuls)
9 (10)	Downton Abbey, Staffel 6 (Universal)
10 (-)	London Has Fallen (Impuls)

Quelle: Media Control



Sommernachtstraum: Ringo Starr, Paul McCartney, George Harrison, John Lennon.

Kino

«Sie nicht zu mögen, ist pervers»

Der furiose Dokumentarfilm «The Beatles: Eight Days a Week – The Touring Years» von Ron Howard über den Aufstieg der Pilzköpfe blickt zurück auf die wilden Sechziger. Von Wolfram Knorr

Grausam ist die Zeit. Gerade sind mal ein bisschen mehr als fünfzig Jahre vergangen, und die Vergangenheit, wird man ihr wieder ansichtig, wirkt wie eine Art Jungholozän: lauter befremdliche soziale Anomalien. Etwa die vier Mittelschichtbubis in gutgeschnittenen Anzügen und adretten Frisuren, ein bisschen wie Jogi Löw, die mit Gitarren und Schlagzeug seltsam artig Rockmusik spielen, während im Auditorium das jugendliche Publikum, besonders das weibliche, total aus der Fassung gerät, schreit, kreischt, wild gestikuliert, in Ohnmacht fällt. Am Ende mussten Sportarenen mit bis zu 54 000 Plätzen für die Konzerte der vier angemietet werden, um die kaum zu zügelnden Fans unter Kontrolle zu halten. Wer mit der Gnade der späten Geburt in diese Vergangenheit aus seiner Punk-, Heavy-Metal-, Disco-Schmerzschwellen-Dezibel-Gegenwart blickt, reibt sich die Augen: Was war das denn? Ist damals der kollektive Biedersinn wie Popcorn aus der Pfanne gespotzt, hochgekocht von einer zuckersüss lächelnden musikalischen Rasselbande?

Was die vier Pilzköpfe musikalisch – und nicht nur musikalisch – Anfang der sechziger Jahre entfesselten, als hätte eine Horde Elfen die bürgerliche Welt in einen «Sommernachtstraum» verwandelt, war in der Tat ein Aufstand gegen die verkrustete Autorität. Die Beatles

waren der Nukleus, der die verkarsteten sozialen Beziehungen zwischen Erwachsenen und der Jugend aufsprenge und ein Feuerwerk von *magic moments* entfachte. Klar wurde schon bei Bill-Haley-Konzerten randaliert und wurden bei Elvis die BH auf die Bühne geworfen, doch zum hoch kulturellen Phänomen wie die Beatles wurden Elvis und Co. nicht. Es waren nicht nur ihre direkten Songs («She Loves You»), sondern auch ihre adrette Frechheit, mit der sie elektrisierten. Der herrschende Biedersinn wurde von John Lennon, Paul McCartney, George Harrison und Ringo Starr aus den Angeln gehoben. Der Rockkritiker Paul Evans hat das präzise ausgedrückt: «Ihnen verdanken wir den endgültigen, grossen Konsens der Popmusik. Sie nicht zu mögen, ist ungefähr so pervers, wie die Sonne nicht zu mögen.»

Oscar-Preisträger Ron Howard («A Beautiful Mind») hat aus Konzerten, Reportagen, Interviews und mit politischen Zeitbezüge ein aufschlussreiches Porträt des grössten Phänomens der Pop-Geschichte, ergänzt mit aktuellen Interviews, montiert. Von den Anfängen bis zur legendären Konzeptplatte «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» aus dem Jahre 1967 reicht seine aufschlussreiche Darstellung. Man mag sich wundern, warum Howard in dem Moment aufhört, als die Beatles zur musikalischen Avantgarde griffen und wahrlich kühne

Songs und Arrangements produzierten. Aber der Film ist auf die «Touring Years» beschränkt, jene «Eight Days a Week». Macht auch Sinn; es war jene Zeit, in der die Liverpools permanent auf Achse waren und zum Massenphänomen wurden. Es war nicht zufällig auch die Zeit, in der Marshall McLuhan in der Welt ein «globales Dorf» erkannte, und die Beatles waren an dieser neuen öffentlichen Wahrnehmung aktiv beteiligt. 1966, in riesigen Stadien mit mangelhafter Technik, nahmen die Auftritte groteske Formen an, die Medien begannen zu nölen. Da verging den Beatles die Lust, und sie zogen sich ins Studio zurück. Unbedingt sehenswert. ★★★★★

Weitere Premieren

Sparrows — Der 16-jährige Ari muss seine Mutter und Reykjavík verlassen und zu seinem arbeitslosen Vater hoch oben in die abgelegenen Fjorde ziehen. Nicht einfach für den hochgeschossenen Knaben mit den Kulleraugen. Das Verhältnis zum Papa ist schwierig und das zu den Gleichaltrigen auch. Isländische Filme entwickeln einen besonderen Reiz aus der



Zwischen Tristesse und Magie: «Sparrows».

Spannung zwischen Tristesse und der Magie der Landschaft. Auch diese von Rúnar Rúnarsson geschriebene und inszenierte Geschichte schlägt einen in seinen Bann. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Alle sind begeistert von «Toni Erdmann». Ich habe mir den Film daher angesehen und fand ihn dämlich. Liegt das an mir? Gott sei Dank habe ich noch andere gefunden, denen es ähnlich erging. Nehmen wir da was falsch wahr? K. R., per E-Mail?



Das Dasein, schrieb der Philosoph Martin Heidegger, laufe permanent Gefahr, unter die Herrschaft des unpersönlichen «Man» zu geraten. Das «Man» gebe «alles Urteilen und Entscheiden» vor. «Das Man kann es sich gleichsam leisten, dass «man» sich ständig auf es be-



Roadtrip in den Osten: «Tschick».

Tschick — Die deutsche Variante von «Tom Sawyer und Huckleberry Finn» ist bis heute der Jugend-Kultroman «Tschick», 2010 erschienen, in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und auch als Bühnenversion ein Hit. Autor Wolfgang Herrndorf, der sich 2013 aufgrund einer schweren Krebserkrankung das Leben nahm, war Filmfan. Dass allerdings David Wnendt («Feuchtgebiete») von ihm als Regisseur für die Verfilmung vorbestimmt worden sei, ist Unsinn. Trotzdem entstand der Mythos, nachdem es Querelen gegeben und Fatih Akin («Gegen die Wand») die Regie übernommen hatte. Mit Hark Bohm («Nordsee ist Mordsee»), dem Altmeister für jugendliche Aussenseiterfilme, wurde das Drehbuch umgekrempelt und erinnert deshalb stark an Bohms Filme (dessen Sohn Uwe Bohm spielt mit). So richtig aber überzeugt die Verfilmung der zwei Aussenseiter, die sich auf einen Roadtrip in den Osten begeben, nicht. Der 14-jährige Maik (Tristan Göbel), aus reichem Haus, ist mit einer alkoholkranken Mutter und einem fremdgehenden Vater geschlagen und freundet sich in den Ferien mit dem neuen Mitschüler Tschick (Anand Batbileg) aus Russland an. Der lange Lulatsch klaut einen Lada Niva und lädt Maik zur Reise ein. Die psychologische Motivation bleibt, im Gegensatz zur Vorlage, dünn. Die penetrante Musiksaucel soll das wohl vergessen machen. Aber die Jungens sind prächtig ausgewählt. ★★★★★

ruft.» Wer also authentisch leben will, muss diesem Einfluss widerstehen. Recht hatte er, der Eierkopf, weshalb Sie und Ihre Kollegen nicht die geringsten Gedanken darüber verschwenden müssen, dass Sie, im Gegensatz zur Mehrheit, «Toni Erdmann» nichts abgewinnen können. Bleiben Sie mit Ihrer Meinung authentisch, stehen Sie dazu, und unterwerfen Sie sich bloss nicht dem «Man».

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Wider das Metrum

Von Peter Rüedi

Das Leben ist voll von organischen Rhythmen, kleinteiligen und weiträumigen, im Menschen und um den Menschen herum. Der Atem, der Puls, die Tag-Nacht-Wechsel, die Gezeiten, die Jahreszeiten et cetera. Das Metrum ist der Versuch, solchen flexiblen Rhythmen eine Ordnung entgegenzusetzen, einen künstlichen Raster, ein Kontinuum, zu dem seine (die) Natur in ein Verhältnis zu setzen erst den Künstler ausmacht, von der Barockmusik bis zum Jazz. Im Phänomen des Swing ist diese Spannung minimalisiert, es sind die kleinen Differenzen, die den Unterschied ausmachen zwischen einem Metronom und der linken Hand eines Willie «The Lion» Smith. Letztlich beruht die ganze Perkussionskunst eines Andrew Cyrille auf dieser Spannung. Geboren 1939 in Brooklyn, in den fünfziger Jahren unter anderem Schüler des grossen Bop-Drummers Philly Joe Jones, war er erst ein gesuchter Schlagzeuger für Hard- und Post-Bop-Exponenten wie Roland Hanna, Junior Mance, Stanley Turrentine, Roland Kirk, dann, ab 1965, für mehr als zehn Jahre Partner von Cecil Taylor, Rashied Ali und anderen sogenannten Free Jazzern. Solches Namedropping soll nur die Bandbreite dieses eminenten Schlagzeugers belegen, der gleichermaßen *in and out* kompetent ist, in freien, asymmetrischen Spielformen wie in solchen näher am Metrum. Dies macht auch die grosse Faszination von Cyrilles jüngster CD aus, mit einem Quartett mit dem Gitarristen Bill Frisell, dem Tastenmann Richard Teitelbaum (Synthesizer und Piano) und dem Bassisten Ben Street für ECM entstanden. Sie trägt den programmatischen Titel «The Declaration of Musical Independence», und das heisst in Cyrilles Fall die Entscheidung für eine freie, aber keineswegs anarchische oder gar beliebige Perkussion. Sie ist, könnten wir sagen, die Rebellion des (gefühlten) Rhythmus gegen das (gesetzte) Metrum, inspirierend offen im Interplay mit all seinen Partnern, mit eindringlich hymnischen Passagen («Coltrane Time», oder Frisells «Kaddish») und einer Reihe kollektiv entstandener, quecksilbrig changierender Stücke wie der Hommage an den Produzenten, «Manfred». *Heavy stuff.*



Andrew Cyrille Quartet:
The Declaration of Musical
Independence. ECM 2430

Ikarus ist abgestürzt

Bruchlandung eines Hochglanzmagazins; Schokoladenseite der bekanntesten Schweizer Kakaoproduzentin. Von *Hildegard Schwaninger*



Mit grossen Hoffnungen gestartet: Herausgeber Burger.

Man nannte ihn «Ikarus der Medienbranche» – keiner flog höher als er. **Oliver Burger**, Herausgeber des Hochglanzmagazins *L'Officiel Schweiz*, hatte, wenn man ihn traf, nur Positives zu berichten. Auflagezahlen, Inseratevolumen, Leserzahlen – alles im grünen Bereich. Man konnte nur staunen (oder neidisch werden) – in einer für Printmedien schwierigen Zeit. **Sandra Bauknecht**, als Chefredaktorin mit einem Aktienpaket am Geschäft beteiligt, konnte die Champagnerkorken knallen lassen, so geschmiert lief das Geschäft: «Gemäss Bilanz ging alles gut, immer besser, alle freuten sich.»

Und dann der Knall. Am 3. August meldete *L'Officiel Schweiz* Konkurs an, und Oliver Burger muss sich nun vor Gericht verantworten. Er gibt an, dass er «sich selber bei der Polizei angezeigt» habe. Folgender Vorwurf steht im Raum:



Enttäuscht: Journalistin Bauknecht.

Burger soll fiktive Rechnungen ausgestellt haben, Bilanzen gefälscht und Gewinne ausgewiesen haben, wo in Wirklichkeit ein Verlust war. Kurz: Er präsentierte dem Verwaltungsrat falsche Zahlen. Wie die sehr enttäuschte Sandra Bauknecht über ihren seit zwei Jahren engsten Kollegen sagt: «Dieser Mensch hat uns getäuscht.» Die Scheinrechnungen, die er gestellt haben soll, bezahlte er schliesslich mit seinem eigenen Geld, um die Situation zu retten, in der Hoffnung, die allgemeine Lage (sprich Konjunktur) werde besser. Alle haben Geld verloren (der Schadenverursacher selbst laut eigenen Angaben 382 000 Franken). Nach dem Konkurs wird *L'Officiel Schweiz* von *L'Officiel Paris* übernommen, die neue Chefredaktorin ist **Odile Burger**, die erste Frau des verstorbenen PKZ-Chefs **Philippe Olivier Burger**.

Oliver Burger, der seine Tätigkeit als Verlagskaufmann beim Kulturmagazin *Du* unter **Oliver Prange** startete (vorher war er Kaufmann, Werber und Galerist), gibt Fehler zu: «Das Gerücht geht um, ich hätte Geld unterschlagen. Das Gegenteil ist wahr – ich wollte mit meinem eigenen Geld die Firma retten. Dass ich Bilanzen fälschte, war ein grober Fehler.»

L'Officiel Schweiz war mit grossen Hoffnungen gestartet – und mit viel Selbstbewusstsein. Im Mai 2014 mit grosser Party im «Kaufleuten», **Sandra Bauknecht** wie immer märchenhaft angezogen. Da sie in ihrem Blog «Sandra's Closet»

über Luxusgüter berichtet, legen ihr die Designer die teuersten Klamotten vor die Tür und hoffen, dass sie diese anzieht und mit ihrem hübschen Äusseren gute Reklame macht. Bauknecht muss jetzt über «diese irre Enttäuschung» hinwegkommen. Nach dem Drama mit *L'Officiel* widmet sie sich weiter ihrem Blog. Sie hat ein Händchen für Männer, die den «Geruch des Geldes» verbreiten. Zurzeit ist sie mit dem schillernden Geschäftsmann **Patrick Liotard-Vogt** liiert (Sohn eines Ex-Nestlé-Präsidenten). Ihr Ex-Mann ist **Gero Bauknecht** (Küchenmaschinenhersteller-Erbe); seine neue Freundin sieht aus wie eine jüngere Sandra. Was macht Oliver Burger jetzt? «Konkrete Pläne habe ich keine. Ich ordne mein Leben neu.»

Da schau her: **Renata Jacobs**, die superreiche Witwe von **Klaus J. Jacobs**, die heute bei Stiftungen für Minderbemittelte ihren Lebenssinn findet, hat der spanischen Klatschpostille *Hola* die Tore zu ihrem Haus auf Ibiza geöffnet. Die Zeitschrift präsentiert die «Schokoladenfabrikantin aus der Schweiz» und «grösste Kakaoproduzentin der Welt, die ein Imperium leitet» und zeigt sie in verführerischen Posen. «Sie wird **Vera Dillier** immer ähnlicher», meinte eine Leserin, und es sei dahingestellt, ob das spitz gemeint war oder schmeichelhaft. Tatsache ist: Renata Jacobs sieht auf den Fotos sensationell aus. Auch dank der Make-up-Artistin **Adriana Tripa**, die Jacobs



Jetzt EU-Bürgerin: Unternehmerin Jacobs.

nach Ibiza einlud, damit diese sie für die Photoshootings (**Andrea Savini**) schminkte. Die geborene Zürcherin Jacobs ist jetzt Bürgerin von Malta. Das ist eine teure (kostet 1,4 Millionen Franken, eine Immobilie ist inkludiert), aber steuergünstige Möglichkeit, um Bürger der Europäischen Union zu werden.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Weniger ist hipper

Die Hochzeitsfotografin Nora Mancini, 40, lichtet den glücklichsten Tag im Leben der Superreichen ab und hat selbst im kleinsten Kreis geheiratet.



«Ich bin abenteuerlustig»: Nora Mancini.

Service in allen Belangen: Meinen Stil würde ich als romantisch, elegant und klassisch, aber eben auch als druckfähig bezeichnen. Im Klartext: Meine Hochzeitsbilder könnten theoretisch auch in der *Vogue* gezeigt werden. Ich arbeite mit Hochzeitsplanern zusammen, das Networking ist wichtig in diesem Business. Sie sagen, meine Persönlichkeit sei angenehm. Das färbt auch auf die Klienten ab: Mit mir zusammen sind sie relaxed und benehmen sich einwandfrei. Die anspruchsvollen Kunden mögen mich, weil ich ihre Bedürfnisse nachvollziehen kann und bei mir der Service in allen Belangen an oberster Stelle steht. Nicht umsonst arbeitete ich jahrelang in einem Fünfsternehotel, bevor ich in Ägypten und Grossbritannien als ganz normale Hochzeitsfotografin angefangen habe.

Jetzt oder nie: Für Aufträge fliege ich um die ganze Welt. Das exklusivste Fest fand kürzlich im saudischen Riad statt. Allein das Errichten der Zeltstadt in einem Park dauerte drei Monate; auch ein Lift gehörte dazu, damit die Braut ihr Kleid auf keinen Fall beschädigte. Tausende von neuseeländischen Orchideen und Zehntausende von Lichtern dekorierten die märchenhafte Szenerie. Im Bereich der Hochzeitsfotografie haben vermutlich alle Paare hohe Ansprüche. Für mich ist es ver-

ständig, denn dieser Tag kann niemals reproduziert werden, und die Bilder müssen einwandfrei sein, jedoch auch jene Atmosphäre einfangen, die das Paar kreieren will. Vor allem aber müssen die Kunden die absolute Sicherheit haben, dass alles lückenlos dokumentiert wird.

Himmel und Wasser: Die Kunden stammen aus allen Ecken der Welt, und natürlich hat es unglaublich reiche und superprominente Leute dabei; bei der Mehrheit handelt es sich allerdings um Anwälte, Banker, Firmenbesitzer. Menschen verschiedener Nationalitäten haben unterschiedliche Ansprüche an ihre Hochzeiten. Vereint sind jedoch alle im Willen, mit wunderbarem Essen, einer wunderbaren Location und toller Musik ein unvergessliches Fest zu feiern. Noch unvergesslicher wird es natürlich, wenn ungewöhnliche Einfälle realisiert werden. Dabei geht es neuerdings weniger um Gigantismus als um Originalität. Einmal wollte eine Braut die Bilder zuoberst auf einem isländischen Gletscher machen, und eine russische Hochzeitsgruppe wollte ein Unterwasser-Shooting. Ich bin abenteuerlustig, solche Anforderungen sind immer eine Herausforderung, die ich gern annehme. Ich schlüpfte in einen Tauchanzug und lichtete in dreissig Meter Meerestiefe ab, wie der Bräutigam sein Champagnerglas in die Kamera hielt.

Hoheklusiv und intim: Bei einem anderen Paar stand die Feier unter dem Motto «Der englische Patient», dem Lieblingsfilm der beiden. Sie mieteten ein Schloss am Originalschauplatz des Filmes und feierten einen speziellen Anlass. Den Millionenhochzeiten steht heute der hippe Wunsch gegenüber, dem Rummel zu entfliehen. Gefeierte wird auch bei Superreichen öfter sehr ruhig und elegant, mit wenigen Gästen: hoheklusiv und intim. Mein Lieblingsereignis fand kürzlich statt – in einer todschicken Pizzeria. Selbst habe ich vor acht Jahren ebenfalls in kleinem Kreis geheiratet. Das Zehn-Jahr-Jubiläum möchte ich allerdings gross feiern – mit meiner Familie, irgendwo am Meer.

www.nora-photography.com
Protokoll: Franziska K. Müller

Religion

Von Andreas Thiel —
Abkürzungen ins Paradies.

Portier: Willkommen im Haus der Religionen.

Gast: Guten Tag, ich suche eine Abkürzung ins Paradies.

Portier: Schauen Sie bei den Katholiken vorbei. Dort können Sie eine Ablasszahlung in der Höhe Ihrer Sünden leisten. Bei leichten Vergehen genügen eine Beichte und ein paar Rosenkranzgebete.

Gast: Ich habe leider weder Zeit noch Geld.

Portier: Hm... Ohne Zeit können Ihnen die Juden auch nicht weiterhelfen. Dort führt der schnellste Weg ins Paradies über das Studium des Talmud, wobei man nicht wirklich von einer Abkürzung reden kann. Bei den Katholiken gäbe es aber noch die Selbstkasteiung.

Gast: Ich bin etwas wehleidig.

Portier: Dann ist auch das Martyrium nichts für Sie. Obwohl der Islam damit den kürzesten Weg ins Paradies kennt.

Gast: Haben Sie nichts Leichteres?

Portier: Die Buddhisten bieten die Erleuchtung, aber das kann mehrere Wiedergeburten dauern.

Gast: Und da gibt es keine Abkürzung?

Portier: Im Tibetischen Totenbuch finden Sie Zaubersprüche, mit welchen Sie als Geist offene Gebärmütter, von welchen Sie angezogen werden, verschliessen können, damit Sie abprallen und nicht mehr wiedergeboren werden. Sie können Ihren toten Körper aber auch von den Hindus verbrennen und in den Ganges werfen lassen, dann kommen Sie ebenfalls direkt ins Paradies. In beiden Fällen müssen Sie vorher allerdings warten, bis Sie gestorben sind.

Gast: Das dauert mir zu lange. Wie kommt man sonst noch ins Paradies?

Portier: Eigentlich nur mit reinem Gewissen.

Gast: Und wie komme ich möglichst schnell zu einem reinen Gewissen?

Portier: Oh, da sind Sie hier falsch. Dahin kennen nur die Atheisten Abkürzungen. Versuchen Sie es mal mit CO₂-Abgaben oder mit Political Correctness.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Spezialität Wallis

Von Peter Ruedi



Dies ist kein Nachruf, und so verbietet sich zum Glück der Satz: «Die Mutter Courage des Walliser Weins ist nicht mehr.» Zurückgetreten auf Ende 2015, ist Madeleine Gay allerdings nicht mehr die emblematische Weinmacherin bei der grössten Weinbaugenossenschaft der Schweiz, Provins in Sitten. Dort hat sie seit ihrem Eintritt in den Betrieb 1981 nicht weniger bewirkt als die Quadratur des Kreises. Mit Beharrlichkeit überzeugte sie die über 5000 Klein- und Kleinstwinzer, dass die Zukunft auch einer genossenschaftlichen Weinbaupolitik in einer Umstellung von der Quantität auf die Qualität liegen muss. Die Winzer wurden nicht mehr nach Erntemenge bezahlt, sondern nach Quadratmetern. Was auf denen gepflanzt und wann es geerntet wurde, bestimmte die Regie von Madame Gay, und die war eine Enthusiastin der autochthonen Rebsorten, an allem interessiert, was im Wallis und nur hier wuchs. Lag das Schwergewicht auch bei Provins vor der Revolution Gay bei den Weissen auf Fendant und Johannisberg, bei den Roten auf Gamay und Pinot noir, bestimmten nun zunehmend auch bei der Sittener Genossenschaft Weine aus Petite Arvine und Heida, Cornalin und Humagne rouge das Image. Innerhalb des Grossbetriebs pflegte Madame ein Minderheiten- und Spezialitätenprogramm, dafür erfand sie eine ganz Reihe von neuen Linien, die erste nach ihrer Funktion im Betrieb «Maître de Chais» benannt, eine andere, reinen Lagenweinen gewidmet, hiess «Crus des Domaines», weitere heissen «Grand Métral» oder «La Mémoire du Temps»: In all diesen ging es um Typizität und Qualität. Zweimal wurde Gay dafür als «Winzerin des Jahres» ausgezeichnet, 2008 und 2013. Vor ihrem Abgang schuf sie noch eine ultimative letzte Spezialschiene, die «Maître de Chais Réserve Spéciale». Der Petite Arvine löst solchen *aplomb* spielend ein: Im Stahltank auf der Hefe ausgebaut, ist er frischer, feiner, diskreter, filigraner, weniger fett, süss, parfümiert als vieles, was mir altem Chasselas-Fan am Petite Arvine gelegentlich auf die Nerven geht. Wunderbar.

Provins Petite Arvine de Fully AOC 2014. Réserve Spéciale. 14%. Riegger, Birrhard. Fr. 26.50. www.riegger.ch

Lunch für Gewinner (II)

Wo kann man in der Wirtschaftsmetropole Zürich wirklich gut zu Mittag essen? Bei Stefan Heilemann im «Ecco». Von David Schnapp



Sonntägliches Mittagessen bei bester Stimmung und Aussicht: Stefan Heilemann, «Ecco», Zürich.

Unsere zweite Empfehlung für das gepflegte Mittagessen in der Wirtschaftshauptstadt Zürich beinhaltet eine Einschränkung: Sie gilt nur für Sonntage. Dann allerdings ist das «Ecco» im neuen Luxushotel «Atlantis» am Fusse des Uetlibergs als einzige Haute-cuisine-Adresse in und um Zürich geöffnet. Man erreicht das Hotel per Bahn, nur ein paar Minuten vom Hauptbahnhof entfernt, und sitzt dann in einer komplett anderen Welt. Von der Terrasse aus sieht man die Stadt von oben und scheinbar weit entfernt in der Sonne flimmern, neben der Terrasse plätschert ein Bächlein durch die Wiese am Waldrand.

Innert kürzester Zeit hat der junge Stefan Heilemann, ein Schüler des grossen deutschen Meisters Harald Wohlfahrt, im «Ecco» einen hohen Qualitäts- und Geschmacksstandard etabliert. Die meisten der Gerichte sind auf der international gültigen Skala des «Guide Michelin» klar einen Stern wert, manche auch zwei. Nach unserem ersten Besuch (*Weltwoche* Nr. 4/16) ist ausserdem über die letzten Monate eine überzeugende Steigerung auf den Tellern festzustellen.

Heilemann pflegt einen verhältnismässig puristischen Stil, der mal von herausragenden (und teuren) Luxusprodukten lebt und mal vom kochtechnischen Aufwand. Und natürlich vom Geschmack: Zum Start gibt es eine leicht pochierte Auster, Apfelkompott und

fein geschnittener Sauerampfer, was zusammen frisch, jodig, süss und feinsäuerlich wirkt und eine Art Weckruf für den Gaumen ist. Ein filigranes, bemerkenswertes Gericht besteht aus leicht gepökeltem Wachtelschinken, dazu eine Wachtelmousse, Bohnen und eine Wachtelessenz, die mit Bohnenkrautöl eine überraschende Wendung nimmt.

Entenleber, Lachsforelle, Wolfsbarsch, Kaisergranat, Schweineschulter, Wagyu-Entrecôte – der Reigen an ausgezeichneten Produkten, die in immer neuen interessanten Zusammenhängen dargestellt werden, ist eindrücklich. Nur einmal verliert sich die Stilsicherheit: Das *Après-Dessert* wird in der Box einer bekannten Schweizer Uhrenmarke serviert, aus Himbeere und Schokolade werden Armband, Ziffern und Zahnrädchen geformt. Es ist ein völlig unpassender Akt plumper Werbeeinblendung, die nichts mit dem Essen oder dem Ort zu tun hat und einigermaßen gewagt ist, wenn man 204 Franken für ein 8-Gänge-«Deluxe»-Menü aufruft. Ansonsten ist es ein sonntägliches Mittagessen voller Vergnügen, bei bester Stimmung und Aussicht.

Ecco im Hotel Atlantis, Döltschweg 234, Zürich
Tel. 044 456 55 33. Montags und dienstags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf: www.dasfilet.ch
Nächste Woche: Lauschig, fröhlich, würzig im Rico's, Küsnacht.



Auto

Warum nicht?

Ein kompaktes SUV als Cabrio – es ist schwer, zum Range Rover Evoque Convertible keine Meinung zu haben. *Von David Schnapp*

Wenn ein ungewöhnliches Auto – in Bezug auf die Form beispielsweise – lanciert wird, fragen Journalisten reflexartig: «Wer braucht so was?» Als wären sie die Experten für die Bedürfnisse der globalen Kundschaft, die einschätzen können, was gefragt ist und was nicht. «Ein tolles Auto», schrieb etwa ein Kollege der *PS Welt* über den Range Rover Evoque Convertible – «es hat nur niemand darauf gewartet.» Tatsächlich

ist die Idee von offenen, geländetauglichen Fahrzeugen gar nicht neu. Es gab von Land Rover selbst den robusten Defender als Cabrio; die Mercedes G-Klasse gehört ebenso dazu oder der Jeep Wrangler – alles Ikonen des Automobilbaus.

Neu ist vielleicht die Idee, ein Lifestyle-SUV mit einem automatischen Stoffverdeck auszustatten. Sobald man dieses geöffnet hat, was rund 20 Sekunden dauert, stellt sich die Frage nach dem tieferen Sinn eines solchen Fahrzeugs nicht mehr: «Warum nicht?», denke ich, und eigentlich ist es sogar ausgesprochen reizvoll, diese Kombination aus erhöhter Sitzposition und umfangreicher Frischluftzufuhr. Der Evoque war schon bei seiner Lancierung als zwei- und viertüriges Modell ein Hingucker. Als Convertible, wie man in Britannien sagt, ist er das Auto, zu dem jeder eine Meinung hat. Das macht ihn noch ein Stück attraktiver. Autos, die polarisieren, sind einfach die interessanteren Autos. Wer also die gepflegte Langlebigkeit sucht – etwa in Form eines Fahrzeugs,

das einfach von A nach B fahren soll – der ist hier falsch. Wer im offenen Evoque herumfährt, kommt mit den Leuten ins Gespräch – und noch mehr, wenn die Lackierung in «Phoenix Orange» (Fr. 1720.–) bestellt wurde.

Herz eines Geländewagens

Wer will, kann im luxuriösen, offenen SUV einen Wassertiefensensor einbauen, der aktiviert wird, wenn man durch Wasser fährt, das bis zu 500 Millimeter tief sein darf – denn dieses Auto hat immer noch das Herz eines Geländewagens. Es gibt selbstverständlich das bekannte und hervorragende «Terrain Response System» von Land Rover, das Motor, Getriebe, Differenzial und Fahrwerk auf den jeweiligen Untergrund einstellt: Asphalt, Schnee, Schlamm und Sand. Aber wir wollen ehrlich sein, meistens fährt man den Evoque auf der Strasse, und da ist Komfort gefragt, den das Fahrwerk zuverlässig garantieren kann.

Der stärkste Motor im Angebot, ein Zweiliter-Turbobenziner mit 240 PS und einem maximalen Drehmoment von 340 Nm bei 1750 Umdrehungen pro Minute, wirkt agil, ist aber nicht gerade bescheiden: Der Durchschnittsverbrauch lag im Test bei 10,4 Litern. Letztlich ist das aber keine entscheidende Grösse für so ein Auto. Man fährt es aus Vergnügen und weil es etwas Besonderes ist. Beides erfüllt der Evoque ausgezeichnet.

Range Rover Evoque Convertible 2.0 Si4 HSE Dynamic

Leistung: 240 PS/177 kW, Hubraum: 1999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h

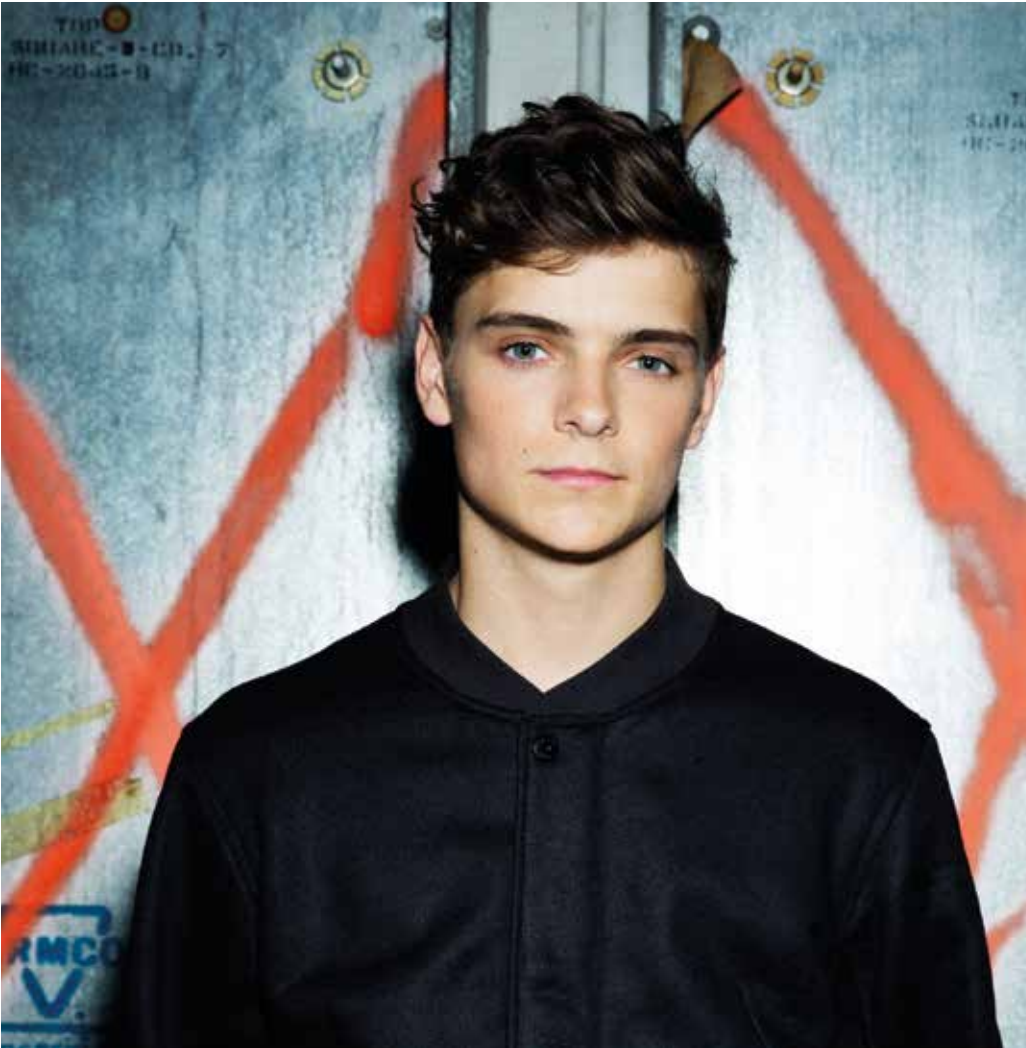
Preis:

Fr. 68600.–,

Testauto:

Fr. 79960.–





«Jeder hat Anwälte»: Elektronische-Tanzmusik-Star Garrix, 20.

MvH trifft

Martin Garrix

Von Mark van Huisseling — Was ein Zwanzigjähriger, der 16 Millionen im Jahr verdient, übers Geldverdienen sagt.

Wie viele Kilometer fliegst du im Jahr?» – «Keine Ahnung.» – «Sammelst du keine Meilen?» – «Doch, und die Zahl steht in meinem Profil, aber ich schaue es mir nicht an. Es sind zirka 200 Flüge im Jahr, eine ganze Menge also.» – «Dein grösster Hit bisher, «Animals», ist von 2013 ...» – «Ja, aber es sieht so aus, als würde meine neue Single «In the Name of Love» ein noch grösserer. Darum flippe ich aus.» (Zurzeit ist sie in Grossbritannien auf Platz 17 und in der Schweiz auf Platz 29.) «Es sieht aus, als würde es deiner Karriere nicht schaden, dass du in den vergangenen Jahren keinen grossen Hit gehabt hast.» – «Ich denke, mit dem Lied «Animals» habe ich mich auf die Landkarte gesetzt, danach kannten die Leute Martin Garrix. Und seither war ich konsistent im Veröffentlichenden von neuer Musik. Ich will nichts mit Kraft erzwingen, ich gehe nicht ins Studio und sage: «Ich muss einen Hit haben.» Was ich will, ist Musik machen, die mir gefällt. Und wegen dieser Hal-

tung, denke ich, mögen die Leute mich und was ich mache.» – «Vorhin, beim Fussball [Plausch-Match mit ehemaligen grossen Spielern Spaniens – Fernando Morientes oder Gaizka Mendieta –, bei dem Garrix im Tor stand, organisiert von der Tag-Heuer-Marketingabteilung], habe ich dich als ehrgeizig wahrgenommen.» – «Stimmt, ich bin kompetitiv; wenn ich für etwas zusage, gebe ich mein Bestes.»

Martijn Gerard Garritsen, mit Künstlername Martin Garrix, ist ein niederländischer Discjockey und Musikproduzent, tätig hauptsächlich in den Genres Electro House sowie Dutch und Progressive House (Wikipedia). Mit anderen Worten und für Leser, die über 25 sind respektive bloss oberflächliche Kenntnisse von Electronic Dance Music (EDM) haben: Er ist das jüngste Wunderkind der EDM, von dem Sie noch nie gehört haben. Im Wortsinn – der Zwanzigjährige ist der Jüngste auf der *Forbes*-Discjockey-Liste, zwischen Juni vergangenen

und Juni dieses Jahres verdiente er mit Shows, Musikproduktionen und Werbeverträgen schätzungsweise 16 Millionen Dollar. Sein Stück «Animals», das er mit sechzehn veröffentlicht hatte, wurde bisher über 875 Millionen Mal aufgerufen bei Youtube (Originalversion); die Single belegte in Grossbritannien Platz 1 der Charts und in der Schweiz Platz 2. Persönlich kann ich seine herausragenden Qualitäten als DJ beziehungsweise Produzent nicht erkennen – sowohl ein DJ-Set, das er bot, als auch Tracks von ihm waren in meinen Augen durchschnittlich. Dieses Gespräch fand auf Ibiza statt, Anlass war seine Zusammenarbeit mit der Schweizer Uhrenmarke Tag Heuer, deren Markenbotschafter er ist. Er lebt in der Nähe von Amsterdam.

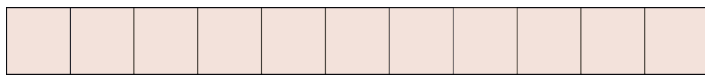
«Ich denke, du hast mit zwanzig bereits mehr erreicht, als du dir fürs Leben erhofft hast.» – «Das ist wahr.» – «Was treibt dich weiter an, was möchtest du noch erreichen?» – «Ich liebe es, Musik zu machen, und DJing ist mein Hobby [er begann mit zirka acht Jahren, Gitarre zu spielen, Lieder zu schreiben und Mixtapes zu machen]. Ist es immer noch. In Zukunft möchte ich noch mehr auf Musik fokussieren, zum Beispiel Filmmusik produzieren und mit neuen Sounds experimentieren. Es muss nicht immer EDM sein, ich sehe eine weisse Leinwand vor mir, ich kann darauf malen, was ich will. Ich bin berauscht von den Möglichkeiten, die ich habe.» – «Du scheinst keine Berührungssängste zu haben gegenüber Unternehmen, mit denen du arbeitest [zuvor machte er einen Chästeilet mit Jean-Claude Biver, dem Tag-Heuer-Chef, der auf seinem Hof bei Vevey eigenen Käse herstellen lässt] – obwohl du wirtschaftlich prima ohne Sponsoren auskommen würdest, nicht wahr?» – «Ja, aber es geht um die Beziehung, die ich zu einer Marke habe und zu den Leuten hinter der Marke. Ich habe Jean-Claude Biver kennengelernt – er ist so *dope* [lässig], ein feiner Kerl, und hat viel positive Energie. Er zeigt grosse Leidenschaft für seine Uhren. Und seinen Käse. Das passt – ich habe Leidenschaft für meine Musik. Natürlich geht es auch um Geld, aber wichtiger ist, dass ich mich wohl fühle mit der Marke und den Leuten. Ich muss eine Marke repräsentieren können, es muss natürlich sein. Ich würd' zum Beispiel nicht für Crocs arbeiten, diese Schuhe mag ich nicht [er hat noch einen Werbevertrag mit 7up, einer Limonade]. Uhren von Tag Heuer mag ich, sie passen zu mir.» – «Tönt easy, aber ich nehme an, Tag Heuer hat auch Anwälte, wenn es um Verträge geht.» – «Jeder hat Anwälte.»

«Wie oft bist du in Ibiza?» – «Diesen Sommer war ich für acht Shows hier [im Open-Air-Klub «Ushuaïa»]. Hoffentlich sind es nächstes Jahr mehr – es fühlte sich kurz an, so traurig.»

Sein liebstes Restaurant: The Duchess, Spuistraat 172, Amsterdam, Tel. +31 20 811 33 22



	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44					45	
46										47				



Lösungswort — Auf ihr stehen und zufrieden sein
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Die vorbildhafte Norm verstehen andere als Grundsatz. 8 Mit ihr wird das Eck zum Tiefland bei Aesch. 11 Bibel: In diesem 1,1 stellt sich Paulus als Mitverfasser vor. 12 Katalonien: Provinz und Stadt. 14 Die UNESCO Biospäre zwischen Bern und Luzern. 15 Schlicht geschlechtsreif. 17 .i.ua. ergibt vollständig ein kulturelles Prozedere. 18 Das praktische Leben ist ihm eher weniger gegeben. 19 Er mit seiner typischen Epikanthus-Falte. 21 Für den italienischen Vulkan fehlt ein n. 22 Wie Angestellte dem gestrengen Chef gefallen. 24 Manchmal ist sie ruhig, dann wieder lebhaft. 27 Bekannt bei Bankern und Diplomaten. 28 Ein Schauplatz wie aus einem Shakespeare-Schauspiel. 29 Ihr Apfel sorgte für Zwietracht. 32 Irgendwann gehört auch er zum alten Eisen. 34 Batang mit diesem Anhang: längster Fluss Sumatras. 36 So gesehen ist es längst kein Einzelfall mehr. 38 Gerade auch Fussballer kennen die entscheidende Grenze. 41 Manche erleben sie beim Reisen, andere in der Arbeitswelt. 42 Max Frisch, Andorra, und die dramatische Hauptfigur. 43 Auf ihm zu gehen ist Wundertättern vorbehalten. 44 Nicht Absinth, Ricard oder Ouzo, aber in der Art. 45 Artikel, etwas unbestimmt, aber klar auf den Mann zugeschnitten. 46 Bei ihr sind Gedanken oft Gott gewidmet. 47 Dachziegel, Schmetterling und Ordensfrau.

Senkrecht — 1 Tour de France: der vor dem Ventoux. 2 Ungelöstes Problem und Gefahr für die Umwelt. 3 So gesagt sind Pausen nicht vorgesehen. 4 Oase und eine der letzten Hochburgen Gaddafis. 5 Schwing- und Jodlerfeste hat er medial fest im Griff. 6 Das Mikroklima an diesem Ort beim Gardasee. 7 Islamisches Königreich: besteht aus 33 Inseln. 8 Wird's hinten eng, ist es dann ein Bayern-Fussballer. 9 Light Hair, Sitting Bulls erste Gattin, war eine. 10 Bei ihr denkt man wie einst an Salat. 11 Wer von ihnen spricht, denkt vielleicht an Pflaumen. 13 Die andere, ja, aus Spanien. 16 Ohne Grund wird dort keiner um den Sieg kämpfen. 20 Kommt uns spanisch vor, solch schläfriges dolce far niente. 23 Wer es volkstümlich mag, lässt Geld so für sich sprechen. 25 Geht der Blick zurück, ist man es bereits. 26 Nicht nur aussergewöhnlich sondern ausgesprochen aussergewöhnlich. 28 Erzengel Raphael bahtete ihre Hochzeit mit Tobias an. 30 Natur pur, solch umgebende Schichten. 31 Hart sind sie, und edel dann auch teuer. 33 Kein fliegender, dafür ein endloser Teppich. 35 Der aus Borsalino, aber nicht Jean-Paul. 36 Personifiziertes Gerücht aus Homers Odyssee. 37 Astaire? Genau der, ein geraumes Weilchen ist es her. 39 Die befriedigende Tätigkeit verdanken wir namentlich ihm. 40 UN-Infodienst: Integrierte Regionale Informationsnetzwerke.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 483

	A		O		S	T	O	P	P			I		
S	C	H	A	L	T	E	R		I		E	R	G	O
A	R	E	N	A		K	A	S	S	E	R	O	L	E
D	E	I	N		S	A	N	T	A	C	L	A	U	S
E		D	A	R	I	N		A		R	E	D		E
	R	E	H		E	T	A	T	S	U	N	I	S	
H	E	L	M		G	E	N	I	E		B	E	E	T
	E	B	E	R		T	O	N	G	A	L			
A	D	E		A	L	A	I	N		O	C	A	L	A
B	E	E	T	L	E		B	E	L	O	H	N	E	N
I		R		L	E	G	E	N		L		T	R	I
S	E	E	L	E	R		S		G	E	B	I	S	S

Waagrecht — 3 STOPP 7 SCHALTER 10 ERGO
 13 ARENA 14 KASSEROLE 17 DEIN 18 SANTA-CLAUS (Weihnachtsmann in den USA)
 19 DARIN 20 RED (engl. f. rot, Farbe der Kommunisten) 21 REH 22 ETATSUNIS (franz. f. Vereinigte Staaten) 26 HELM 27 GENIE 28 BEET 29 EBER 31 TONGA 33 ADE 34 ALAIN 36 OCALA 39 BEETLE (engl. f. Käfer, Goldleiste ist Käfer) 40 BELOHNEN 41 LEGEN 42 TRI 43 SEELER 44 GEBISS

Senkrecht — 1 ACRE (anglo-amerik. Flächenmass, in etwa mit dem Morgen vergleichbar) 2 OLA (von span. La Ola, Welle in Stadien) 3 SEKANTE 4 TRAN (wurde für Öllampen benutzt) 5 PISA 6 IGLU 7 SADE (Sängerin, Songtitel) 8 HEIDELBEERE 9 ANNAHME 10 ERLENBACH 11 ROADIE 12 OESE 15 STATIONEN 16 ECRU (dt. auch ekrü) 18 SIEG 21 REEDE 23 ANTIBES 24 SEN 25 SELLERS 30 (Atlantis-) RALLE 32 GOOLE (google) 33 ABIS (Alpenbeobachtungs- und Informationssystem) 35 LEER 37 ANTI 38 ANIS

Lösungswort — **PERSONALIEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE SKY-DWELLER

Die revolutionäre Armbanduhr für Weltreisende vereint
brillante Uhrmacherkunst mit höchstem Bedienkomfort.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER
IN 18 K. WEISSGOLD

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com